INSTITUT FÜR AUSLANDSBEZIEHUNGEN * STUTTGART *

Die

Zukunft der Franzosen.

Von

Ewald Paul.

Leipzig.
Greßner & Schramm.

[1886]

K 8°
7
110

Übersetzungsrecht vorbehalten.

9617 1524

Wer die Franzosen eine leichtsinnige Nation nennt, hätte niemals mehr Recht dazu gehabt, denn heute, da sie sorglos einem Abgrunde zustreben, der sie alle zu verschlingen droht. Die Gefahren häufen sich von Tag zu Tag, die Katastrophe rückt immer näher, doch nur wenige ahnen das Geschick, das ihres Vaterlandes harrt, und kämpfen nach Kräften dagegen an. Die große Menge kümmert sich nicht darum, teils, da sie die wahre Lage nicht versteht, teils daß sie — was noch schlimmer ist — in thörichter Selbstüberhebung dieselbe nicht verstehen will. Sie läßt dem Dinge seinen Lauf und rennt blind ins Verderben.

Man amüsiert sich indessen nach wie vor. Paris — et c'est la France — hat ohnehin der interessanten Zeit- und Streitfragen genug, warum sich eine solche aufhalsen, die durchaus nicht zu den angenehmen gehört! Je ernster die Angelegenheit, um so lieber übergeht man sie mit Stillschweigen, und während pikante Vorkommnisse der großen Welt, Liebesaffairen und Boulevard-Anekdoten die Geister beschäftigen und in aller Leute Munde sind, werden wichtigere Dinge nur nebenher erwähnt. Die Entdeckung des Herrn Pasteur macht den geringsten Lärm unter allen Neuigkeiten, denen die Pariser Salons zugängig, und die Budgetfrage, eine der ernstesten fürs französische Volk, wird totzuschweigen versucht oder doch so lange als möglich von eingehender Erörterung fern gehalten.

Die französische Welt dreht sich um andere Gegenstände. Die Chronique scandaleuse stellt eine Mesalliance in Aussicht — wird dieselbe zu stande kommen und M. le Vicomte N. die Schauspielerin so und so heiraten oder wird man die Geschichte rückgängig machen? Ein Streit ist ausgebrochen unter Schauspielern — wird es der Gruppe Coquelin gelingen, Mlle. Dudlay vom Théatre-Français zu entfernen? Die ganze Presse und die verschiedensten Gesellschaftsklassen beschäftigen sich wochenlang mit dieser question. Etliche Literaten oder Künstler zanken sich — der Gegenstand ist zu unwichtig, man möchte sagen gemein, um ihn der Beachtung zu würdigen, aber die französische Welt fängt an solchen Punkten Feuer. Unnütz, zu sagen, daß sie an solchen Punkten nicht arm ist.

Leider sind wir heute nicht in der Lage, uns mit derartigem leichten Stoff zu beschäftigen, vielmehr müssen wir eine sehr ernste Frage: die der Zukunft der französischen Nation in die Öffentlichkeit ziehen. Wie Talleyrand den russischen Feldzug den Anfang vom Ende damaliger napoleonischer Herrschaft nannte, so kann man vom letzten deutsch-französischen Kriege sagen, daß mit ihm die Bonapartesche Dynastie überhaupt ihren Todesstoß empfing. Und mehr noch — die Ereignisse der Jahre 1870 und 71 sind auch der Anfang vom Ende der ganzen französischen Nation. Die Geschicke derselben seit jener Zeit zeigen nur zu deutlich ihr langsames, aber stetiges Absterben.

Die ritterlichen Tugenden, die die Franzosen von ehedem auszeichneten, sind eine nach der anderen zu Grabe getragen worden. Der Adel der Gesinnung hat einem erbärmlichen Chauvinismus Platz gemacht, einem gehässigen Streben gegen das Fremde und einer neidischen, unüberlegten Sucht nach Eroberungen in fremden Erdteilen, die obendrein im Widerspruch steht mit den wahren Interessen des Landes. Wo sind sie hin, die hohen Ziele, die einst den Franzosen vorschwebten, wo die Thatkraft und Energie, deren sie sich [illegible]ten! Eine

erschlaffende Genußsucht, ein Egoismus ohne Schranken ist an ihre Stelle getreten, die gemeinsten Intriguen machen sich breit und jedes edle Gefühl wird mit Füßen getreten, beschmutzt und verhöhnt Dank dem Mangel an Geistes- und Charakterbildung, der nicht nur in den unteren Klassen, sondern auch bei den vermeintlichen „Gebildeten" immer klarer zur Schau tritt, und ferner Dank einer verkommenen Presse, die sich beeilt, den Fäulnisprozeß, der die französische Gesellschaft ergriffen, zu beschleunigen. Mit Ekel muß man sich abwenden von dem Bilde, das jene Großstadt entrollt, die an der Spitze der Civilisation zu stehen vermeint und die übrige Welt verbessern will, während sie doch selbst an Abgründen der Verworfenheit überreich ist und Lug und Trug in ihr das Regiment führen. Und wo der Trieb nach materiellem Genuß alles andere überwiegt, wo die Schlemmerei und Verweichlichung nach allen Seiten hin ausartet, wo die Mannestugenden des Mutes und der Kraft und der Entschlossenheit erlöschen, da ist nicht blos von einem moralischen Rückgange die Rede, nein, auch physisch degeneriert solch ein Volk, denn nur körperliche und geistige Kraft, weitmöglichst gediehen und harmonisch zusammenwirkend, bedeuten den wahren Fortschritt. Insofern kann man allerdings von einem Fortschritt der französischen Nation nicht reden, die dieser Entwickelung ihrer Anlagen völlig ermangelt und ihnen nicht nur nicht nachstrebt, sondern ihr Möglichstes thut, dieselben zu ruinieren.

Ein trauriges Zeichen von Unentschlossenheit und mangelnder Energie bot bei den revolutionären Vorgängen in Decazeville die Kammer der Deputierten, da sie zu gunsten der radikalen Anarchisten alle Eigentumsrechte verleugnete. Sie war so bestürzt, daß sie zu ruhiger Prüfung unfähig war, und als Ergebnis dreitägigen Hin- und Herredens kam der Entschluß zu Tage, der Regierung eine Reform der den Bergbau betreffenden Gesetze und die Wahrung der Arbeiter-Interessen einzuschärfen. Vom unglücklichen Eigentümer wurde mit keinem Worte Er-

Die französische Welt dreht sich um andere Gegenstände. Die Chronique scandaleuse stellt eine Mesalliance in Aussicht — wird dieselbe zu stande kommen und M. le Vicomte N. die Schauspielerin so und so heiraten oder wird man die Geschichte rückgängig machen? Ein Streit ist ausgebrochen unter Schauspielern — wird es der Gruppe Coquelin gelingen, Mlle. Dudlay vom Théatre-Français zu entfernen? Die ganze Presse und die verschiedensten Gesellschaftsklassen beschäftigen sich wochenlang mit dieser question. Etliche Literaten oder Künstler zanken sich — der Gegenstand ist zu unwichtig, man möchte sagen gemein, um ihn der Beachtung zu würdigen, aber die französische Welt fängt an solchen Punkten Feuer. Unnütz, zu sagen, daß sie an solchen Punkten nicht arm ist.

Leider sind wir heute nicht in der Lage, uns mit derartigem leichten Stoff zu beschäftigen, vielmehr müssen wir eine sehr ernste Frage: die der Zukunft der französischen Nation in die Öffentlichkeit ziehen. Wie Talleyrand den russischen Feldzug den Anfang vom Ende damaliger napoleonischer Herrschaft nannte, so kann man vom letzten deutsch-französischen Kriege sagen, daß mit ihm die Bonapartesche Dynastie überhaupt ihren Todesstoß empfing. Und mehr noch — die Ereignisse der Jahre 1870 und 71 sind auch der Anfang vom Ende der ganzen französischen Nation. Die Geschicke derselben seit jener Zeit zeigen nur zu deutlich ihr langsames, aber stetiges Absterben.

Die ritterlichen Tugenden, die die Franzosen von ehedem auszeichneten, sind eine nach der anderen zu Grabe getragen worden. Der Adel der Gesinnung hat einem erbärmlichen Chauvinismus Platz gemacht, einem gehässigen Streben gegen das Fremde und einer neidischen, unüberlegten Sucht nach Eroberungen in fremden Erdteilen, die obendrein im Widerspruch steht mit den wahren Interessen des Landes. Wo sind sie hin, die hohen Ziele, die einst den Franzosen vorschwebten, wo die Thatkraft und Energie, deren sie sich sonst erfreuten! Eine

erschlaffende Genußsucht, ein Egoismus ohne Schranken ist an ihre Stelle getreten, die gemeinsten Intriguen machen sich breit und jedes edle Gefühl wird mit Füßen getreten, beschmutzt und verhöhnt Dank dem Mangel an Geistes- und Charakterbildung, der nicht nur in den unteren Klassen, sondern auch bei den vermeintlichen „Gebildeten" immer klarer zur Schau tritt, und ferner Dank einer verkommenen Presse, die sich beeilt, den Fäulnisprozeß, der die französische Gesellschaft ergriffen, zu beschleunigen. Mit Ekel muß man sich abwenden von dem Bilde, das jene Großstadt entrollt, die an der Spitze der Civilisation zu stehen vermeint und die übrige Welt verbessern will, während sie doch selbst an Abgründen der Verworfenheit überreich ist und Lug und Trug in ihr das Regiment führen. Und wo der Trieb nach materiellem Genuß alles andere überwiegt, wo die Schlemmerei und Verweichlichung nach allen Seiten hin ausartet, wo die Mannestugenden des Mutes und der Kraft und der Entschlossenheit erlöschen, da ist nicht blos von einem moralischen Rückgange die Rede, nein, auch physisch degeneriert solch ein Volk, denn nur körperliche und geistige Kraft, weitmöglichst gediehen und harmonisch zusammenwirkend, bedeuten den wahren Fortschritt. Insofern kann man allerdings von einem Fortschritt der französischen Nation nicht reden, die dieser Entwickelung ihrer Anlagen völlig ermangelt und ihnen nicht nur nicht nachstrebt, sondern ihr Möglichstes thut, dieselben zu ruinieren.

Ein trauriges Zeichen von Unentschlossenheit und mangelnder Energie bot bei den revolutionären Vorgängen in Decazeville die Kammer der Deputierten, da sie zu gunsten der radikalen Anarchisten alle Eigentumsrechte verleugnete. Sie war so bestürzt, daß sie zu ruhiger Prüfung unfähig war, und als Ergebnis dreitägigen Hin- und Herredens kam der Entschluß zu Tage, der Regierung eine Reform der den Bergbau betreffenden Gesetze und die Wahrung der Arbeiter-Interessen einzuschärfen. Vom unglücklichen Eigentümer wurde mit keinem Worte Er-

wähnung gethan. Wir gehören wirklich nicht zu denen, die die Geldherrschaft ohne Schranken und ohne Rücksicht auf das Wohl der arbeitenden Klassen ausgedehnt wissen möchten, aber das Rechtsgefühl erforderte entschieden den Schutz der Geschädigten und nicht die Bevorzugung der rebellierenden Arbeiter, denen man freilich durch weise Maßregeln helfen kann, die jedoch nicht in ihrem Anstürmen gegen den Staat und die bestehende Ordnung unterstützt werden dürfen. Es ist lächerlich, den dermaligen Gesellschaftsbau zertrümmern und aus den Trümmern eine neue Welt aufbauen zu wollen, da man noch nicht einmal die natürlichen Gesetze anerkannt hat, denen alles unterworfen ist und nach denen auch der Staatskörper sich richten muß, wenn er nicht Schaden nehmen will. Wie die Neuzeit lehrt, leiden die meisten Staaten an gewissen sozialen Erscheinungen, die unzweifelhaft auf eine unnatürliche, gewissermaßen einseitige — und die Einseitigkeit ist ja charakteristisch für die moderne Menschheit — Entwickelung zurückzuführen sind. Die meisten Regierungen und allen voran die deutsche thun ihr Bestes, die bestehenden Übelstände zu ergründen und zu beseitigen, und es steht zu wünschen, daß sich recht bald der Arzt finde, der die Krankheiten des Staates zu heilen vermag. Es ist mit der Volkswirtschaft wie mit manchen andern Wissenschaften: die Beobachtung ist der erklärenden Wissenschaft, der Theorie, vorausgeeilt und die Theorie ist stehen geblieben. Man hätte schließlich Recht, an der Wissenschaftlichkeit heutiger Volkswirtschaft zu zweifeln und in der That darf man ihr den Vorwurf machen, daß sie sich allzusehr der Naturwissenschaft entfremdet hat, von der sie entschieden abhängt und in der sie auch ihr Heil suchen muß. Es ist ja wahr, die Beobachtungen sind allzuschnell und in so großer Menge auf den Volkswirt eingedrängt, daß ihm der klare Blick getrübt würde. Auch ihn lenkte der Strom der Zeit allmählich von der Natur ab und einmal vom rechten Pfade abgekommen, war garnicht abzusehen, in welches Labyrinth man sich noch verirren würde. Man wußte, daß zugleich mit

der Steigerung der Produktionskraft ein entsprechendes Ansteigen der Konsumtionskraft Hand in Hand gehen müsse. Dennoch gelang es nicht, beides harmonisch zu entwickeln. Die Einseitigkeit trat immer deutlicher zu Tage. Es ist sicher, daß auch in der Volkswirtschaft natürliche Gesetze regieren, und ihnen nachzuforschen, ihr System zu ergründen, das ist die Aufgabe wahrer Wissenschaft, und die, die dies nicht thut, ist eine tote Wissenschaft, sie ist erstickt eben von Jenen, deren Pflicht es war, ihr Leben und Gedeihen zu sichern. Lange genug wurde in dieser Hinsicht gesündigt, und die Volkswirte behalfen sich dort, wo sie erklären sollten, was sie doch nicht erklären konnten, mit Sophismen, an denen man niemals arm war. Neuerdings macht sich endlich das Bestreben geltend, die Volkswirtschaft auf natürliche Grundlagen zurückzuführen, und damit ist der rechte Weg betreten, der zur Lösung der sozialen Frage führt. Nimmer darf aber das Heil der Menschheit in einem völligen Umsturze des Bestehenden gesucht werden. Das möchte eine schöne Welt sein, die die schaffen würden, denen der Bau von heute nicht einmal klar ist. Es ist leichter etwas vernichtet, denn neugeschaffen, was wohl niemals Jemand bezweifeln wird, am allerwenigsten der, der die unverständige große Menge von heute kennt, die ihr Um und Auf von Wissen und Können in etlichen Redensarten und vielem Skandal sucht. Und wie der Mensch die Gesundheit nur dadurch wieder erlangt, daß nach und nach die Millionen von Zellen und Fasern des ganzen Organismus ihre Verrichtung richtig ausführen, so ist's auch mit dem Staatskörper, daher nicht oft genug gesagt werden kann, daß seine wahre Zukunft nur in einer langsamen, aber kraftvollen Umwandlung der bestehenden Mißstände und nicht in einem schnellen Umsturze des Ganzen liegt.

Solche Reformation verlangen und erwarten wir von oben herab, nicht aber vom irregeleiteten Volke, das durch die Katastrophe, die es heraufbeschwört, nicht nur seine vermeintlichen Gegner, sondern auch sich selbst schädigt, so gut als dies der

Kranke thut, der mit einem Gewaltexperiment seine Genesung erzwingen will und schließlich das Übel, das in seinem Körper nistet, verschlimmert oder gar den Tod herbeiführt. Ein weiser und energischer Arzt vermag Hilfe zu bringen, und er hat gerade den Franzosen in der Neuzeit gefehlt, was der Ausbreitung ihrer Krankheit natürlicherweise Vorschub leistete.

Eigentlich kann man von einer einzigen Krankheit nicht reden, da es sich in Wirklichkeit um eine ganze Reihe von Schäden handelt, die alle zusammen auf den Ruin der Nation hinarbeiten. Sprechen wir zunächst von jenem Übel, das, als eines der ältesten, am eindringlichsten den Rückgang unserer westlichen Nachbaren predigt. Wir meinen die Volksverminderung.

I.

Zu Ende des 16. Jahrhunderts, da Spanien bereits seine Kräfte erschöpft hatte, gab es in Europa nur drei machtvolle Staaten. Das waren Frankreich, dann England und endlich das deutsche Reich, das damals unter eine Menge von Monarchen zerfiel, deren mächtigster: der Österreicher über nicht mehr als zwischen 12 und 13 Millionen Unterthanen sein Szepter schwang. Die drei Großmächte zählten zusammen etwa 50 Millionen Menschen. Frankreich stand mit fast 20 Millionen an der Spitze, dann kam England mit etwas über 8 Millionen und die deutschen Staaten mit dem Rest. Frankreich war also damals, zwar nicht die ausgedehnteste, aber doch die bevölkertste Monarchie Europas und seine Bewohnerschaft machte etwa 39% vom Ganzen aus. Diese Zahl zeigt klar genug, wie schwerwiegend immerhin der Wille Ludwigs XIV. war, denn sie stellt die wirtschaftliche und, noch mehr, die militärische Kraft Frankreichs in ihrem Verhältnis zu jener der Nachbarstaaten dar. Man kann diesen König den mächtigsten Monarchen seiner Zeit nennen, der die Vorteile jener Politik einheimste, die zum west-

fälischen Frieden führte. Leider fehlen die näheren Angaben, um bis zu dieser Zeit zurückgehen zu können, was für die Entwickelungsgeschichte des Ganzen von großem Interesse wäre.

Die hochmütige und ungeschickte Politik Ludwigs XIV. mußte das Errungene bald vernichten, und als er starb, hinterließ er ein armes Volk und ein zerrüttetes Land. Die noch traurigere Politik seines Nachfolgers war auch nicht dazu angethan, das gut zu machen, was er verdorben hatte. Ludwig XV brachte Frankreich um seinen Ruhm im Kriege und richtete die Finanzen zu grunde. Aber die Thorheit der Regierenden war nicht die alleinige Ursache der Schwächung des französischen Landes. Im Jahre 1789 umfaßte Frankreich ein bedeutenderes Territorium als unter Ludwig XIV. und eine Bevölkerung von 26 Millionen, mithin 6 Millionen mehr denn 1698. Dieses Anwachsen war zum Teil der Annexion Lothringens und Korsikas zuzuschreiben, vornehmlich aber der von selbst entstehenden Bevölkerungszunahme. Die übrigen Nationen vermehrten sich jedoch noch schneller, einige durch wertvollere Annexionen als jene Frankreichs, und andere, weil ihre Geburtenzahl schon damals beträchtlicher denn die französische war. Schließlich trat Rußland an die Spitze der europäischen Mächte. Die nachfolgende Tabelle beweist, wie sich die Verhältnisse im Laufe der Zeit zu Ungunsten der Franzosen gewendet hatten. Die Volkszahl der Großmächte verteilt sich im Jahre 1789 auf:

Frankreich	mit 26	Millionen
England	mit fast 13	„
Rußland	mit 28	„
und das deutsche Reich	mit 28	„

Frankreichs Anteil am Ganzen war somit auf 27% gesunken. Immerhin war sein Einfluß noch mächtig genug im europäischen Konzert. Doch es kam schlimmer. Lange Zeit von Weiberröcken regiert, erhielt das Land einen Mann zum Herrscher, der, falls er von seiner Energie und seinem Wissen den rechten Gebrauch gemacht, demselben zum Segen hätte gereichen können. Aber er

schadete den Franzosen. „Ein Mann wie ich kümmert sich nicht um das Leben einer Million Menschen," sagte er einmal. Ja, um was kümmerte er sich denn? Um sich, seine Allmacht und die Folgen, die sie hervorbringen würde! Nun, man sieht, welche Folgen sie hervorgebracht, und je mehr seine Zeit zurücktritt, um so deutlicher werden die Schäden, die sie den Franzosen schlug.

Als Napoleons Schicksal 1815 entschieden war, bezifferte sich Frankreichs Bevölkerung auf 29½ Millionen, die der übrigen europäischen Großmächte jedoch betrug 110 Millionen — und die Franzosen machten vom Totale nur 20% aus. Man erinnere sich, daß ihr Anteil unter Ludwig XIV. 39 vom Hundert betrug. Die französische Diplomatie mußte diesem Wechsel der Verhältnisse Rechnung tragen.

Das Übel hat seitdem immer weiter gegriffen, obschon die Ursachen etwas abwichen und die politische Leitung des Landes nicht ganz so traurig war als unter den vorhergehenden Regenten.

Die Bevölkerung nimmt nur in erbärmlichem Maße zu, während sich die Nachbaren beträchtlich vermehren, ihr Gebiet vergrößern, die Kontinente bevölkern und ihren Handel, ihre Sprache und ihre Schiffe über den ganzen Erdball senden. Besonders wir Deutsche sind es, die in dieser Weise die Franzosen überflügelt haben, deren Volkszahl einstmals höher als die unsrige war, heute aber weit hinter uns zurücksteht. Und daß gerade wir es sind, die vorwärts kommen, ist für Jene das Betrübendste.

Die Bevölkerung der europäischen Großmächte zählte 1880 ca. 260 Millionen, nämlich:

Frankreich	37,2	Millionen
Großbritannien	34,8	„
Österreich	37	„
Deutschland	45	„
das europäische Rußland	81,1	„
Italien	27,8	„

Frankreichs Anteil am Ganzen beträgt dabei nur 14% gegen 39% vor noch nicht zweihundert Jahren. Übrigens sind in obiger Angabe nur jene Engländer gemeint, die England bewohnen, obschon die der Kolonien nicht minder dem Mutterlande zugerechnet werden können und nicht minder zu dessen Macht beitragen. Und eine neue Gefahr ist am politischen Himmel aufgestiegen: das Reich der Yankees, das sich schnell entwickelt hat und in unsere Rechnung ebenfalls nicht mit einbezogen wurde. Zweifelsohne ist das ein auf Kosten Europas geschaffenes Staatswesen, das dessen Handel, Industrie und Landwirtschaft bereits sehr gefährlich ist, und wer garantiert uns, daß es sich nicht auch eines Tages in die europäische Politik einmischen werde?

Sicherlich wird Frankreichs Stellung in der sogenannten civilisierten Welt immer geringer, und politische Ursachen haben daran viel Schuld. Aber die Statistik lehrt uns, daß die unglaublich geringe Bevölkerungszunahme in erster Linie zur relativen Schwächung des französischen Staates beiträgt. Interessant ist ein Vergleich zwischen ihm und dem englischen Volke, das, ohne irgend einen Gebietszuwachs in Betracht zu ziehen, seit 1700 bis heute von 8 auf 36 Millionen anstieg, uneingedenk der vielen Auswanderer, mit denen es Nordamerika, Australien, das Kapland und andere seiner Kolonien überschwemmt — man vergleiche mit dieser produktiven Rasse die französische, die sich im gleichen Zeitraum trotz der Annexion von 5 Provinzen noch nicht einmal zu verdoppeln vermochte.

Das Übel ist anhaltend und wächst täglich. Niemals war die Vermehrung des französischen Volkes geringer denn heute. Während die jährliche Zunahme auf 1000 Einwohner in Preußen 9—10, in Österreich 8 und in Sachsen sogar 16 beträgt, zählt man in Frankreich einen Durchschnitt von nur 3,5.

Gewiß ist das schnelle Anwachsen einer Nation nicht immer nötig zu deren Gedeihen, der Staat wie der Einzelne können sich auch bei geringer Zunahme sehr glücklich fühlen, aber das

ist ein Element der politischen Macht solchen Volkes, ein Element militärischer Kraft und dadurch bedingter Unabhängigkeit gegen das Ausland, und mehr noch: das ist ein Element ökonomischer Macht. Frankreich thut wahrhaftig so, als ob es sich überschüssiger Kräfte rühmen könnte, wie sein ungestümes und unüberlegtes Vorgehen im Auslande beweist, das ihm tausende und abertausende junger Menschenleben kostet und dem Lande mehr Schaden als Nutzen zufügt, wie wir späterhin des Weiteren ausführen wollen. Frankreich hat keineswegs Überfluß an Menschen, und wenn es in der rechten Entwickelung sich befände, würde der heute schon für Landwirtschaft und Industrie festgestellte Mangel an Arbeitskräften noch gewaltiger sich geltend machen. Sind doch die Franzosen gezwungen, sich unter großen Kosten belgische oder piemontesische Arbeiter kommen zu lassen, damit ihnen diese die Äcker bestellen und Straßen bauen! Die Auswanderung der Landleute nach den Städten ist nach Ansicht eines großen Teils der besitzenden Klasse Ursache des Übels. Aber diese Ansicht ist schlecht begründet. In allen Ländern Europas wächst die Bevölkerung der Städte mehr denn jene des Landes, ohne daß man darüber gewichtige Klagen verlautbaren läßt. Wenn in Frankreich aber Ackerbau und Industrie der Arme ermangeln, so ist dies einfach eine Folge der ungenügenden Geburtenzahl des Landes und andererseits des enormen Menschenverbrauchs in den Kolonien. Beide Übel tragen dazu bei, unsere Nachbaren so schnell als möglich zu vernichten.

Auch in intellektueller Hinsicht hat das Anwachsen der Bevölkerung seine Bedeutung. Man denke an die Zeit, da die französische Sprache die unbestrittene Beherrscherin der zivilisierten Welt war und von mehr als der Hälfte der intelligenten Bewohnerschaft unseres Kontinents gesprochen wurde! Heute haben auch andere Sprachen sich auszubreiten begonnen, die deutsche zählt bereits nahe an 100 Millionen Menschen, die sie verstehen, und mindestens eben so viele haben sich das englische Idiom zu eigen gemacht. Wie ungeheuerlich werden diese

Zahlen nach hundert Jahren erscheinen, falls sie fortfahren, sich in gleicher Weise als bisher zu vergrößern! Natürlich auf Kosten der Sprache Voltaires, die heute von etwa noch 46 Millionen Individuen (Franzosen, Belgiern, Schweizern, Kanadiern und Kreolen) verstanden wird. Wir abstrahieren dabei von den Nichtfranzosen, die sich die französische Sprache aus Liebhaberei oder zu praktischen Zwecken aneignen, deren Zahl aber von Tag zu Tag hinter der Schar jener zurücktritt, die sich aus gleichen Gründen der deutschen oder englischen Mundart zuwenden, im selben Maße, als sich die deutsche und englische Nation zu ungunsten Frankreichs ausbreiten und vermehren. Die Engländer haben es dahin gebracht, daß die Eingeborenen ihrer Kolonieen, so die Schwarzen Südafrikas, die Indier und zum Teil auch die Araber das englische Idiom erlernten, was den Franzosen jedoch mit ihrer Sprache in den eigenen Kolonieen nicht gelang. Die Leute in Kochinchina sind noch immer sehr spröde gegen die Sprache ihrer Besieger, und das Gleiche läßt sich von den dunkelhäutigen Bewohnern Senegambiens und Algeriens sagen.

Sprachen wir vorhin von der ungenügenden Geburtenzahl als einem Übel, das viel zum Rückgange der französischen Nation beitrage, so müssen wir hinzufügen, daß daran keineswegs ein Mangel an Heiraten schuld ist. Ehen werden genug geschlossen, aber man setzt nicht genug Kinder in die Welt.

Auf 1000 Frauen von 15—50 Jahren entfallen lebende Geburten im Jahre

in Bayern	158
Preußen	151
Holland	138
England	138
Belgien	128
Frankreich nur	102

Selbst Irland ist in dieser Hinsicht dem französischen Reiche

noch voraus, so daß dieses Land an Fruchtbarkeit der Nation hinter allen Staaten Europas zurücksteht.

Verteilt man die angegebene Summe auf die verschiedenen Teile des Nachbarlandes, so bekommt man ein noch ungünstigeres Bild, denn abgesehen vom Norden, wo die Geburtsziffer noch eine ganz respektable Höhe erreicht, und von der Bretagne, dem Elsaß und etlichen anderen Distrikten, in denen die Volksvermehrung einigermaßen angehen mag, giebt es Departements, in denen die Sterbefälle die Geburten häufig überwiegen. Solche trifft man im Bassin der Garonne, deren jährliche Geburtsziffer auf das Tausend 72—80, und in der Normandie, woselbst dieses Verhältnis 74—90 beträgt. Der Überschuß der Gestorbenen über die Geborenen erreichte 1870: 10,9% der Letzteren, nämlich 103,000 Individuen, und 1871 sogar 53,8% = 444,889 Köpfe Verlust. Hierbei sind allerdings die Folgen des Krieges nicht zu verkennen.

Der mehrjährige Durchschnitt der Kindererzeugung beträgt in Deutschland 4,07% oder 40 700 auf 1 Million, und in Frankreich nur 2,55% oder 25 500 auf 1 Million. Will man den Vergleich weiter ausspinnen, so kann man berechnen, wieviel Kinder Frankreich produzieren müßte, um den Deutschen nachzukommen. Das Ergebnis wäre, bei einer Bevölkerungsziffer von etwa 38 Millionen, über $1^1/_2$ Million anstatt der jetzt geleisteten 960 000.

Nach dem Beispiel des ausgezeichneten französischen Statistikers Bertillon (fils) wollen wir dies zu einem lehrreichen Rechenexempel benutzen. Wäre unsere Fruchtbarkeit so schwach als die der Nachbaren, so hätten wir an die 900 000 Kinder im Jahre weniger zu erziehen denn die Franzosen. Frankreich ist das klassische Land der Sparer, und mit den Kindern spart man auch Geld. Sehen wir zu, wieviel dadurch erspart wird. Zunächst muß bemerkt werden, daß von den Kindern allerdings viele im frühesten Alter sterben, aber es ist nicht zu hoch gegriffen, wenn wir annehmen, daß 550 000 von ihnen das

20. Lebensjahr erreichen. Schätzen wir die Summe, die ein Mensch von seiner Geburt bis zum 20. Jahre kostet, auf durchschnittlich 3000 M., womit die Wirklichkeit noch nicht erreicht ist, so giebt das ein einfaches Multiplikationsexempel, nämlich 550 000×3000=1650 Millionen Ersparnisse im Jahre.

Frankreich hat nichts von seinem Sparen. Es verschwendet an den Großtürken, den Khedive und anderswo Millionen, von denen es niemals wieder etwas zu sehen bekommt, und knausert dort, wo es nicht knausern sollte. Es geht einerseits verschwenderisch mit Menschenleben um und sorgt doch andererseits nicht für den genügenden Ersatz. Das ist ein großer Fehler. Nicht immer war das so. Moheau berichtet uns, daß im vorigen Jahrhundert die französische Geburtsziffer mit 40 pro 1000 Einwohner fast der heutigen deutschen (40,7) gleichkam. Seit Anfang dieses Jahrhunderts aber ist ein beständiges Sinken zu verzeichnen. Es wurden auf je 1000 Einwohner im Durchschnitt der Jahrzehnte geboren 1801/10: 32,9; 1811/20: 31,75; 1821/30: 30,6; 1831/40: 28,8; 1841/50: 27,3; 1851/60: 26,08; 1860/70: 26,4 und 1870/80 noch nicht ganz 26.

Hätte sich Frankreichs Bevölkerung bis heute in gleichem Maße vermehrt als im vorigen Jahrhundert, so hätte sie mindestens derjenigen Deutschlands gleichkommen müssen. Wir wissen aber, daß Frankreich dermalen noch nicht 38 Millionen Menschen zählt, während unser Land deren 10 Millionen mehr hat.

Und wie die Geburtsziffer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt um ein Beträchtliches abnimmt, so thut auch die ständig ansteigende Sterblichkeitszahl das ihrige, um den Untergang der französischen Nation zu beschleunigen. Bertillon nennt als dunkle Punkte am Horizont:

1. Die Zunahme der Kindersterblichkeit seit der Regierung Louis Philipps.
2. Die beklagenswerte Sterblichkeit der sog. Ziehkinder (eine Folge französischer Bequemlichkeit).

3. Die außerordentliche Sterblichkeit der Kinder in den Departements am Mittelmeere.
4. Die enorme Sterblichkeit der illegitimen Kinder.

Es soll damit nicht gesagt sein, als ob Frankreich im allgemeinen mehr Kinder verliere als andere Länder, aber es kann sie auch am wenigsten einbüßen. Das Verhältnis ist so, wie es heute liegt, ein sehr ungünstiges. Auf 1000 Geburten kamen bis zum Abschluß des ersten Lebensjahres Sterbefälle: 1840/49: 160; 1850/59: 172; 1860/69: 175; 1870/79: 179 und 1879/85 annähernd 182.

Beachtenswert bleibt auch das schnelle Dahinsterben der Kinder von 1—5 Jahren in der Mittelmeerzone, die von ihnen 2—3 mal mehr opfert als das übrige Frankreich. Der Tod scheint mit den heißen Winden aus Afrika seinen Einzug zu halten, und bis zur Auvergne und an die Isère dehnt er seine gefräßige Macht, deren Wirkungen man erblickt, deren Ursachen man jedoch nicht kennt. Sache des Naturforschers wird es sein, dem Übel nachzustellen, dessen Beseitigung dem Staate von hoher Bedeutung ist. Doktor Bertillon (père) hat berechnet, daß die Zurückführung dieser Departements auf die mittlere Sterblichkeit des ganzen Frankreich eine Ersparnis von 15000 Kindern bedeuten würde. So gewaltig sind die Opfer, die der Tod, der meist in Gestalt einer Hirnhaut- oder Darmentzündung auftritt, an den Mittelmeergestaden fordert.

Groß ist ferner die Sterblichkeit unter den jungen Leuten von 20—25 Jahren. Sie ist in Frankreich höher als in irgend einem andern Lande Europas und in fast allen Departements bemerkbar, was auf eine allgemeine, der ganzen Nation eigentümliche Ursache schließen läßt. Leider fehlen die Angaben darüber, an welchen Krankheiten der Tod in diesem Lebensalter erfolgt. Wahrscheinlich dürfte die Schwindsucht überwiegen. Auch der Militärdienst scheint dabei mitzuwirken, indem seinen Anforderungen viele junge Leute erliegen, was gar nicht wunderbar

ist, wenn man bedenkt, daß die körperliche Konstitution des Franzosen weniger kräftig ist als die des Deutschen, dabei auch doch heutzutage von beiden das gleiche gefordert wird. Und dann ist immer in Erwägung zu ziehen, daß der Körper schon durch frühzeitige Ausschweifungen und daraus entstandene Krankheiten geschwächt ist.

Vergnügungssucht, Bequemlichkeit, kleinliche Bedenken und auch physische, durch ausschweifendes und unnatürliches Leben erzeugte Schwäche untergraben die Familie und begründen den Kindermangel. Die wenigen Kinder, die zu erzeugen sich das französische Volk gestattet, erliegen zum nicht geringen Teil einem frühen Tode. Auch die Sterblichkeit unter den jungen Leuten wächst von Tag zu Tag — die Geburtenzahl aber nimmt ab. Was soll unter sothanen Umständen aus den Franzosen werden? Sie, die einstmals die Herren der Erde waren und die sich heute noch im Vollbesitz ihrer Kraft dünken und nach der alten Herrlichkeit trachten, werden, wenn kein Umschlag zum Besseren eintritt, eines Tages in der europäischen Welt einen Platz einnehmen gleich dem des heutigen Griechenland, das nur die traurige Ruine einstiger Macht ist. Die Deutschen aber spannen ihre Fühlfäden weit aus über die Erde, sie entwickeln sich mächtig, während die Franzosen zu Grabe gehen. Man möchte an eine Vorsehung glauben!

Wir schließen hiermit unser Kapitel von der Bevölkerungsstatistik und wenden uns zu dem nicht minder interessanten über die französische Kolonialpolitik.

II.

Die Ereignisse von 1870 und 71 verdienen insofern der Anfang vom Ende der französischen Nation genannt zu werden, als sie dieselbe einer widersinnigen, das geschwächte Land völlig ruinierenden Kolonialpolitik in die Arme trieben. Anstatt mit

allen Mitteln die physische wie moralische Regeneration ihres Volkes anzustreben und zunächst jene Schäden zu beseitigen, die wir im voraufgegangenen Abschnitt klarlegten und die nach dem Kriege besonders merkbar wurden, suchten die Franzosen ihr Heil im Auslande. Sie wollten sich für den Schlag, den ihnen die Deutschen zugefügt, durch überseeische Eroberungen entschädigen. Ein falscher Ehrgeiz, der die wahren Interessen des Vaterlandes verkannte, machte sich breit, jener alte Größenwahn, der schon häufig unseren Nachbaren üble Folgen eingetragen und der auch diesmal keine guten Früchte zeitigte. Die Kolonialpolitik der letzten Jahre hat den Untergang der Nation nur beschleunigt, anstatt ihm vorzubeugen. Aber die Regierung ist nicht allein Schuld daran: das ganze Volk wollte es so. Es war verblendet, und erst in der allerneuesten Zeit scheint ihm sein Irrtum nachgerade klar zu werden. Nun ist freilich schon viel, zu viel geopfert worden, dennoch wollen die Franzosen das alte Sprüchwort, daß man durch Schaden klug werde, nicht recht zur Geltung kommen lassen. Sie sündigen immer noch. Wichtig ist der Umstand, daß die Kolonialpolitik unter republikanischer Verfassung fehlschlug. Wäre ein Monarch am Ruder gewesen, man hätte sicherlich ihm die Verantwortung dafür aufgebürdet, was das verblendete Volk herbeigeführt. Denn dieses wollte in solcher Weise abgelenkt sein. Daß die Geschichte nicht einschlug, sondern sich zum Bösen wendete, wer hätte das ahnen können! Nun, ein scharfsichtiger Politiker mußte die Folgen voraussehen. Das Unglück will es aber, daß die Franzosen in nationalen Dingen sich immer vom Rausche des Augenblicks fortreißen lassen. So mögen sie denn auch den hinterher folgenden Katzenjammer in den Kauf nehmen.

Nach den Auseinandersetzungen des ersten Kapitels muß es als ein unverzeihlicher Leichtsinn angesehen werden, wenn sich die Franzosen in größere Kolonialunternehmungen stürzten und ihnen die Kräfte zuwandten, die sie dem eigenen Lande schuldig waren. M. Jules Ferry sagte in seiner Rede von

Périgueux: „Die Republik wird die Republik der Bauern oder überhaupt keine sein", und zu gleicher Zeit hat er sich als eifrigster Vorkämpfer der kolonialen Politik gezeigt. Läßt sich dies bei der heutigen Lage der Dinge miteinander vereinen? Gewiß nicht, denn Frankreich besitzt die Landleute nicht im Überfluß, am wenigsten solche, die auszuwandern bereit sind. Und auf diese müßte man doch zuerst bei der Anlage von Ansiedlungen rechnen, falls man nicht lediglich an Militärkolonien dächte, was aber mit einer Bauernrepublik in offenem Widerspruch stände. Was treibt denn also zur Kolonialpolitik? Einfach und allein die unselige Großmannssucht. Nichts da von noblen Gefühlen! Solche Geschichten wie die Züchtigung der Krumirs und andere Strafakte sind meist Vorwände, Ammenmärchen, mit denen sich der Verständige nicht scheuchen läßt.

Halt! Es giebt Ausnahmen, in denen sich wirklich irgend eine bessere Regung kundthut, aber sie sind selten und haben mit der Hauptsache nichts zu thun, doch sind sie nebenbei ganz willkommen.

Die Expedition des Obersten Flatters, die bei den Tuaregs ein schmähliches Ende fand, ist noch heute ungerächt, und wir könnten solcher Geschichten viele erzählen, wo eine Züchtigung am rechten Platze gewesen wäre. Doch die Kombinationen fehlten, wie sie sich z. B. in Tongking und Tunis boten, und das ist schließlich der Endzweck des Ganzen.

Wir wollen uns gar nicht in Jeremiaden einlassen über unnütze Bombardements und Massakres, sondern einfach der Frage näher treten, was denn eigentlich die Kolonialpolitik der Franzosen bezweckt und was sie ihnen genutzt hat. Man sprach von Ausbreitung der Zivilisation und von Eröffnung neuer Wirtschaftsgebiete, aber das war Nebensache — das treibende Motiv bleibt, wie schon gesagt, die Großmannssucht. Wäre Frankreich eine Bauernrepublik — um mit Herrn Ferry zu reden — und hätte es als solche überzählige Kräfte, es hätte dies in Algerien beweisen können. Dennoch ermangelt auch dieses

Land noch immer des rechten Gedeihens, da ihm die Kolonisten fehlen. Und trotzdem schwärmen die Franzosen für „ihre Kulturmission in Afrika", worunter sie nichts anderes verstehen als die Schaffung eines französisch-afrikanischen Weltreiches, das sich vorläufig vom Norden des dunklen Erdteils bis gegen den Kongo hin erstrecken soll. Das scheint ihnen noch nicht einmal genug, denn ähnliche Utopien entwerfen sie inbetreff anderer Gebiete unseres Planeten, z. B. für den äußersten Orient, und dabei vergessen sie ganz, daß zum guten Willen auch die nötige Machtfülle gehört. Man braucht sich der französischen Pläne halber nicht zu ängstigen, denn allein werden unsere Nachbarn dieselben niemals auszuführen imstande sein.

Sie sprechen soviel von zivilisatorischen und wirtschaftlichen Fortschritten ihrer Kolonieen, und dennoch klagt die heimische Industrie über mangelnden Absatz. Sie schalten in Algerien, dermalen ihrer größten und wichtigsten Kolonie, seit mehr denn einem halben Jahrhundert, und doch sind alle ihre Bemühungen zugunsten einer Aufklärung der Eingeborenen vergebens gewesen. 2000 Araberkinder, die mit Mühe und Not zum Besuch der französischen Schulen veranlaßt wurden, das ist das Ganze, was die Franzosen mit ihren zivilisatorischen Strebungen bei den Dunkelhäutigen zu erreichen vermochten, und wahrlich: es ist gering. Aber sonst thaten sie viel für das Land, und wenn auch ihre Verwaltung nicht gerade mustergültig ist und ihre Kräfte als unzulänglich zu dem unternommenen großen Werke bezeichnet werden können, so haben sie doch ein gutes Stück von Afrika der Zivilisation geöffnet, die nunmehr ihre eigentliche Arbeit beginnen kann. Dafür allein schon muß ihnen das übrige Europa Dank wissen. Wir wollen uns mit besagter Kolonie etwas näher beschäftigen. Algerien, ursprünglich eine Regentschaft des osmanischen Reiches und der kriegerischste der sogenannten Barbareskenstaaten, ein wahres Seeräubernest, welches das Mittelmeer mit seinen Kapern unsicher machte und die Franzosen 1830 zur Annexion herausforderte, umfaßt heute ein Gebiet, das der

Größe Deutschlands, Belgiens, Hollands und der Schweiz gleichkommt, ungerechnet die Erwerbungen, die Frankreich neuerdings gen Westen und Süden machte. Seine Grenzen sind teils natürliche, teils politische. Die Grenze gegen Marokko ist eine rein konventionelle Linie, die von der Mündung des kleinen Flußes Skis aus das Land in südsüdöstlicher Richtung durchzieht und französischerseits schon oftmals verschoben wurde.

Auch südlich dehnen sich die Grenzen beständig aus und haben, wie die neuesten Meldungen besagen, bereits den großen Oasen-Archipel von Tuat, mithin die Hälfte des Weges zwischen Algier und Timbuktu, hinter sich. Denn bekanntlich vermeinen die Franzosen, ihre Zukunft liege am Niger, und unverwandt heften sie ihre Blicke auf den westlichen Teil jenes gewaltigen Länderkomplexes, der unter dem Namen des Sudan das mittlere Afrika durchzieht und den die große Wüste bislang dem europäischen Einfluß fernhält. Freilich wird das dermaleinst anders werden, denn die heutige Welt schreckt vor keinerlei Hindernissen zurück, und es mag daher die Zeit kommen, in der eine Eilreise von Europa oder der nordafrikanischen Küste zu den Reichen südlich der Sahara nicht mehr zu dem Ungewöhnlichen und Schwierigen gehört. Man weiß, daß die französisch-algerischen Eisenbahnen ihre Schienenstränge immer weiter in das Sandmeer vorschieben, und vom Westen, aus Senegambien, strebt man ihnen entgegen. Es ist das einer der französischen Lieblingsgedanken, Nordwestafrika durch eine Saharabahn abzuschnüren und gänzlich Frankreich zu unterstellen. Dann aber trachtet man des weitern nach dem ganzen Sudan und dem dahinterliegenden, noch viele Geheimnisse bergenden afrikanischen Kern. Wahrhaftig, unsere Nachbaren sind nicht gerade genügsam und muten sich weit mehr Kraft zu, als sie besitzen. Den guten Willen anerkennen wir ja, aber wie oft sollen wir sagen, daß er allein nicht genügt! Das zeigt uns sehr deutlich Algier.

Die französische Regierung hat Hunderte von artesischen Brunnen gegraben, große, Tausende von Hektaren umfassende

Flächen bewässert, Leuchttürme, Brücken, Kanäle, Häfen, Städte und Dörfer angelegt, und doch bleibt das Alles nur künstliche Schöpfung, da dem Lande die Hauptsache fehlt: die zur Benutzung dieser schönen Sachen nötigen Menschen. Auf die Dunkelhäutigen, die man ohnehin in jeder Weise verwöhnt, kann man nicht rechnen, und aus Frankreich selber kommen so gut wie gar keine Ackerbauer, die der Kolonie zunächst von nöten, wenn anders sie richtig gedeihen soll, die aber das Mutterland durchaus nicht abzugeben vermag. Die erste Existenzbedingung einer Kolonie ist die, daß man dort seinen Lebensunterhalt finden kann. Es ist dies mit dem klimatisch und durch seine Lage begünstigten, an vegetabilischen und mineralischen Schätzen überreichen Algerien durchaus der Fall, aber es fehlt die Einwanderung, die das Gebotene ausnutzt. Die europäische Bevölkerung jener Kolonie belief sich vor einem Jahrzehnt laut amtlichen Angaben auf 353 600 Köpfe, darunter 155 700 Franzosen, heute zählt sie deren noch nicht ganz 500 000, davon etwas über 200 000 Franzosen, ein Viertteil Spanier und der Rest den Deutschen, Italienern und anderen Nationalitäten angehörig. Was will aber eine Zunahme von 150 000 Menschen in einem Dezennium besagen für ein Land wie Algier, das bei seiner außerordentlichen Bodenfruchtbarkeit mehr als die hundertfache Zahl von Europäern neben den paar Millionen Berbern und Arabern tragen könnte.

Im Jahre 1848 sagte man von Algerien dasselbe, was man sich heute von Madagaskar verspricht. Der „Moniteur" schrieb eines Tages anläßlich der Reproduktion eines dithyrambischen Artikels aus dem „Courrier français" folgendermaßen:

„Algerien ist dazu bestimmt, die soziale Frage zu lösen, die seit dem 24. Februar Frankreich bewegt. Ein verlorenes Land unter der Monarchie, ist es ein verheißenes Land für die Republik. Die Bürger, welche sich dorthin begeben, haben sozusagen nur mit dem Fuße aufzuklopfen, um die Früchte, Gemüse, den Weinstock, die Oliven- und Maulbeerbäume ꝛc. hervorzulocken."

In dieser Erwartung opferte man neue 50 Millionen Franken und schaffte Auswanderer herbei. Die „Gabe Gottes" gedieh nicht. Im folgenden Jahre besichtigte eine Untersuchungskommission die gegründeten 41 Niederlassungen und kam zu dem Entschluß, daß in Zukunft keine Ackerbaueransiedelungen mehr in Algier statthaben sollten.

Die Versuche, welche die amtliche Kolonisation seitdem gemacht hat, insbesondere 1857 und dann 1872 für die Elsaß-Lothringer, gelangen nicht besser. Das Resultat aller Bemühungen sind die 200 000 Franzosen in Algerien. Wieviele von diesen sind aber wirkliche Kolonisten? Zieht man von der angegebenen Zahl die Funktionäre, Agenten und Angestellten jeder Art, soweit solche vom Staate, den Departements und Kommunen bezahlt werden, zieht man diese nebst ihren Familien ab, und ferner noch den Klerus, so mindert sich die Summe auf 170 000. Von ihnen gehen noch etliche Tausend Pensionierter und auf Wartegeld Gesetzter ab. Die Eisenbahnen sind gleichfalls nicht ohne staatliche Subvention und ihre Angestellten mehr oder minder vom Staate bezahlt. Auch das sind keine Kolonisten. Dieses Personal beläuft sich auf 17 000. Bleiben mithin nur noch anderthalbhunderttausend.

Von diesen 150 000 Franzosen sind über 30 000 Konzessionäre, die dem Staate über 60 Millionen Franken gekostet haben (also mehr als 2000 Franken per Kopf). Unter den Kommissionären und Großkaufleuten sind viele Militärlieferanten, Spediteure für die Armee u. s. w.

Wenn Algerien keine Armee von über 50 000 Mann besäße, würde ein großer Teil der in Kaffeehäusern und Restaurants Angestellten überflüssig werden. Ziehen wir auch noch die große Schaar der öffentlichen Frauenzimmer, Bettler und Vagabonden ab, so bleiben höchstens 120 000 Menschen, von denen man sagen kann, daß sie auf eigene Kosten das Land bewohnen und vom Ertrage ihrer Arbeit und Schaffenskraft leben. Das wären etwa 25 — 30 000 Familien, und da der Effektiv-

beſtand der algeriſchen Landtruppen immer zwiſchen 50 000 und 60 000 Mann beträgt, ſo kämen auf jeden Koloniſten 2 Soldaten. Und ziehen wir auch die Anſiedler nichtfranzöſiſchen Urſprungs in Betracht, ſo bleibt das Verhältnis zwiſchen dem Militär und den Koloniſten immer noch ein ungünſtiges.

Die nichtfranzöſiſche Bevölkerung, ſoweit ſolche Europa entſtammt, iſt übrigens beträchtlicher als die franzöſiſche. Obenan ſtehen die Spanier mit 123 000, die Italiener mit faſt 40 000 und die Malteſer mit 17 000. Ihnen verdankt Frankreich den größten Teil deſſen, was Algerien an landwirtſchaftlichen Erträgen liefert, nicht aber den Angehörigen ſeiner Raſſe. Auch die Eingeborenen gedeihen — ihre Volkszahl beläuft ſich jetzt auf 3 Millionen gegen 2 172 000 i. J. 1872 und 2 416 000 i. J. 1876.

Nach obigen Auseinanderſetzungen wird es Jedem einleuchten, daß die Behauptung der kolonialpolitiſchen Praktiker und Theoretiker: Algerien werde eine Bevölkerungskolonie für die Franzoſen ſein, hinfällig iſt.

Algier bietet nicht weniger Chancen als andere ſubtropiſche Kolonieen, z. B. Amerikas, doch bedarf es zu ſeinem Fortkommen einer regen Einwanderung arbeitsluſtiger und tüchtiger Leute, die im algeriſchen Hochlande herrliches, fruchtbares, dermalen noch unbenutzt liegendes Terrain zu Anſiedelungszwecken finden würden. Solche Einwanderung fehlt, und die franzöſiſche Verwaltung hat nur allzuoft noch mit den wenigen Kräften, die ihr zu gebote ſtanden, unpraktiſch gewirtſchaftet und unten am Fuße des Atlas in der Gluthitze koloniſieren laſſen, während ſie oben im Gebirge geſundes und reiches Land genug beſitzt.

In nächſter Nähe der großen Städte trifft man ja wohl herrliche Plantagen und üppige Felder, und über Algiers Wundergärten, in denen die herrlichſten Pflanzen der tropiſchen wie ſubtropiſchen Zone frei gedeihen, könnte man lange Abhandlungen ſchreiben, aber wendet man ſich vom ſchmalen Küſtenſaume ins Innere, ſo vermißt man angeſichts des prächtigen

Bodens mit Bedauern die fleißige Hand des Menschen, und nur ab und zu erinnert ein Kabylendorf daran, daß noch einige menschliche Wesen die Gegend beleben.

Ebenso reich als an vegetabilischen ist das Land auch an mineralischen Schätzen. Der Bergbau Algeriens hat eine Zukunft. Laut den Ausfuhrlisten werden schon jetzt im Jahre für etwa 20 Millionen Franken Erze exportiert. Aber ein Haupthindernis richtiger Entwickelung ist auch in diesem Falle der Mangel an Arbeitskräften, der in Algier und anderen französischen Kolonieen immer deutlicher zutage tritt.

Die Fortschritte, die Algier machte, und die einen Außenhandel von 500 und etlichen Millionen Franken zu Wege brachten, stehen in gar keinem Einklange mit dem, was dem Lande geopfert wurde. Vom angegebenen Betrage gehören 200 Millionen anderen Nationen, und noch nicht 300 entfallen auf die Franzosen. Diese Summe teilt sich wieder in etwa 200 Millionen Einfuhr und 100 Millionen Ausfuhr. Das heißt dann: Eröffnung neuer Absatzgebiete für die Industrie, 200 lumpige Millionen im Jahre! Das Totale der bisher aus Frankreich in Algerien eingeführten Waren würde noch nicht einmal die Zinsen repräsentieren zu den Milliarden, die die Kolonie verschlang, ganz ungerechnet den Wert der nach vielen Tausenden zählenden Menschenleben, die drüben ihren Untergang fanden.

Die Franzosen unterhalten in Algerien 50 000 Soldaten — diese kosten jährlich allein 50 Millionen Franken. Am Verbrauch der Importationen — wie oben angegeben etwa 200 Millionen aus dem Mutterlande — zehren diese 50 000 Mann in erster Linie, dann die übrigen Funktionäre, Agenten und Konzessionäre. Maschinen und Eisenbahnschienen werden nach Algier geschafft, jedoch nur dank den Interessengarantieen Frankreichs. Wird nicht auch die Schiffahrt nur durch Subvention unterhalten?

Das in Algerien angelegte Kapital trägt noch keine Zinsen. Das Land kostet bei genauer Prüfung jährlich weit mehr als es nutzt. Dabei ist es aber die beste aller französischen Besitzungen.

Man muß die Franzosen bedauern um die Irrtümer, in denen sie sich wiegen.

Ja, wenn Algerien noch in deutschen Händen sich befände! Dann wäre noch Aussicht vorhanden, dasselbe mit einem tüchtigen Auswanderungsstrome zu befruchten. Doch halt — da setzen wir uns gleich wieder den Angriffen der französischen Presse aus, die sich schon einmal das Vergnügen verschaffte, uns als Spion abzukanzeln, da wir nämlich nach der Rückkehr aus Algier die Kühnheit gehabt hatten, uns in einem objektiven Aufsatze über die Verwaltung jenes Landes auszusprechen. Gleich einem Lauffeuer gingen die Angriffe gegen den espion prussien erst durch die französische Schmutzpresse und fanden dann in den algerischen Blättern ihren Nachklang.

Wir sind recht neugierig, was die Franzosen nun auch noch mit Tunis anfangen wollen und ferner mit Tongking, Madagaskar und anderen neuen „Errungenschaften". Aber bleiben wir vorerst bei Tunis stehen.

Dieses Land war einstmals die Kornkammer Roms, ist aber dann durch Jahrhunderte währende Mißwirtschaft völlig verkommen und soll nun als seit kurzem mit Algerien vereinigte französische Kolonie aufblühen. Zwar nur ein Fünftel so groß als Algier, hat es doch nahezu ebensoviel kulturfähigen Bodens als jenes und verdient daher volle Beachtung von seiten Europas. Früher, unter römischer Herrschaft, ernährte das Land ungefähr 25 Millionen Menschen. Wo jetzt öde Landschaften zu finden, standen dichte Wälder, nahmen aber derart ab, daß Gegenden, die der Engländer Bruce vor etwa 100 Jahren bewaldet angetroffen, heute keinen einzigen Baum mehr besitzen. Das Küstengebiet von Tunis galt im Altertum als eine der fruchtbarsten Gegenden der Erde. Nach Plinius erhielt man von einem Scheffel Korn 150 Scheffel Ertrag, und Eingeborene versichern noch heute, daß Gerstenstöcke mit 300 Stengeln nichts seltenes wären. Aber es ist noch die Frage, ob das Land jemals die alte Blüte wieder erlangen werde. Am allerwenigsten

werden ihm die Franzosen dazu verhelfen. Zwar ist Tunesien noch immer ein fruchtbares, mit allerlei Naturprodukten gesegnetes Gebiet, doch von den Bodenerträgnissen früherer Zeit erzielt die heutige, zu ernster Arbeit unbrauchbare Bevölkerung nicht ein Zehntel, da sie sich, soweit sie seßhaft, nur etlichem Garten- und Obstbau ergiebt, sonst aber der Viehzucht und dem süßen Nichtsthun nachhängt und es der Natur überläßt, ihr das Notwendigste zum Lebensunterhalt in den Schoß zu werfen. Will Tunis hochkommen, so braucht es fleißige Arme, und daß Frankreich ihm solche nicht geben kann, das haben wir nur allzu deutlich gezeigt.

Auch Tunis ist nicht das Land, wo die französische Rasse Neigung zur Ausbreitung zeigte. Auf 10 Europäer, die dort ansäßig, kommen 8 Italiener und nur 2 Franzosen. Der Handel zwischen Frankreich und Tunis ist gering. Die Einfuhr aus ersterem Lande beträgt 14 Millionen Franken — die drüben stationierten 15 000 Soldaten kosten allein 15 Millionen im Jahre. Und nun das Übrige! Was Frankreich für Algerien und Tunis that, ist alles ganz schön, aber wo bleibt denn der Nutzen, von dem man soviel Aufhebens machte?

In den übrigen Kolonien ist das Bild noch trüber, z. B. in Senegambien, wo die Franzosen niemals vorwärts kommen konnten. Schon unter Colbert, dem großen Reorganisator Frankreichs, wurden allerlei Anstrengungen gemacht, den Handel an der senegambischen Küste zur Blüte zu bringen. Nicht weniger als acht privilegierte Gesellschaften versuchten dort von 1664 bis 1791 ihr Glück. Da war 1) die Compagnie des Indes occidentales, die von 1664 bis 1672 dauerte; 2) die Compagnie d'Afrique, welche 1681 bankerott wurde; 3) die Compagnie du Sénégal, liquidiert 1694; 4) die Compagnie de Paris, liquidiert 1709; 5) die Compagnie de Rouen, die 1719 ihr Privilegium an Nr. 6: die Compagnie de l'Occident ou des Indes (die 1758 bankerott macht) verkauft; 7) die Compagnie de la Guyane, die, 1784 gegründet, gar nicht dazu

kommt, von ihrem Privileg Gebrauch zu machen, sondern dasselbe an Nr. 8: die Compagnie de la Gomme, später Compagnie du Sénégal genannt und 1791 aufgehoben, verkauft. Also all diese Liebesmüh' vergebens.

Heute ists nicht besser. Das Senegalgebiet importiert aus Frankreich für 8—9 Millionen Fr. Waaren im Jahre; nach dem gewöhnlichen Budget betragen die Kosten desselben 3610000 Fr., uneingerechnet den Strafdienst, den Sold und die Passagekosten für die Garnison und Funktionäre, die Subvention an die Messageries maritimes. 4 Millionen und 600000 Fr. Vorschuß erhielt die Compagnie du chemin de fer de Dakar à Saint-Louis; 3110000 Fr. wurden dem oberen Senegal zu Teil. Das Budget steht Summa Summarum viel höher als der ganze Handel zwischen der Kolonie und dem Mutterlande. Das ist der vielgepriesene Profit der Kolonien! Man muß lachen, wenn man die Ideeen phantasievoller französischer „Patrioten" und „Kolonialpolitiker" liest. Selbst große französische Blätter und aufgeklärte, weitgereiste Männer sind nur allzuleicht geneigt, sich dem realen Boden zu entfremden und ganz unausführbare Utopien zu entwerfen. Wir sehen ja, wohin die Franzosen mit ihren Plänen kamen.

Am Senegal sind die Franzosen schon seit Jahrhunderten thätig. Dennoch beträgt die Zahl der Weißen dort noch nicht 3000. Ihre Sterblichkeit beläuft sich auf 7%, und von den Ärzten sterben 18%. Auch die farbige Bevölkerung geht zurück. 1872 gaben die Statistiken eine Kopfzahl von 210883 an — 1882 zählte man nur 189564.

Der Handel hat so gut wie gar nicht zugenommen und die Unkosten sind gestiegen. Die Einnahmen der mit Millionen unterstützten Eisenbahnen belaufen sich auf ein paar tausend Franken. Ist das auch ein Fortschritt?

Von dem geringeren Besitz könnten wir eigentlich ganz absehen, denn es ist durchaus unnütz, viele Worte zu verschwenden, um z. B. zu zeigen, daß auch Guyana, Sinnamary, Cayenne

nicht zur Blüte gelangen können. Die Namen solcher Gegenden erfüllen allein schon mit Schrecken.

La Martinique zählt 166000 Bewohner. Die farbige Bevölkerung allein vermehrt sich an Zahl, sagte Dr. Nielly, die weiße geht zurück. Eine einzige Gelbfieberepidemie würde genügen, die Existenz der weißen Rasse in Frage zu setzen. Das akklimatisierte Individuum ist der Neger und nicht der Weiße.

Guadeloupe ist noch schrecklicher. Die Bevölkerungszahl ist hier von 136000 im Jahre 1873 auf 159715 im Jahre 1882 gestiegen, aber durch Einwanderung und nicht durch Geburten, denn für die gesamte Bevölkerung ohne Unterschied der Färbung ist ein Überschuß der Todesfälle über die Geburten konstatiert worden. Sein Durchschnitt betrug für die 5 Jahre 1878—1882: 758.

Auf Réunion war die Bevölkerung 1872 193000 Köpfe stark. Sie besteht meist aus Mestizen. 1882 hatte sie sich auf 170518 vermindert. Mithin Abnahme 23000. Das jährliche Mittel des Überschusses der Todesfälle über die Geburten für die Zeit von 1878—82 war 1774.

Sainte Marie de Madagascar zählt hundert und etliche Weiße und ist nach Carpeau de Saussey der Friedhof der Franzosen. Nossi-Bé, das Madagaskar benachbart, hat 40 Europäer, und in 40 Jahren versahen auf dieser Insel 39 Ärzte den Posten des Chefs im Sanitätsdienst.

Von der Guineaküste und Gabun wollen wir schweigen — gegen diese ist selbst die Senegalgegend gesund zu nennen. Wie ists aber mit Kochinchina und Tongking?

Kochinchina zählt eine Bevölkerung von 2000 Weißen (davon 1860 Franzosen), 1483000 Eingeborenen und etwas über 64000 fremden Asiaten. Für die europäische Kolonie zu Saïgun wurden 1880 7 Eheschließungen, 46 Geburten und 102 Sterbefälle registriert. Dr. Maget sagt, der Europäer könne dem tongkinesischen Klima nicht länger als 2 Jahre

widerstehen. Die Franzosen haben diese Wahrheit in den letzten Jahren bitter genug empfinden müssen.

Übrigens ist die Tongking-Affäre interessant genug, um ihr hier eine kurze Darstellung zu widmen. Sie gehört sogar in den Rahmen dieses Kapitels. Nun mag man uns einwerfen, es sei genug über das Vorgehen der Franzosen im äußersten Orient geschrieben worden, was ganz richtig ist. Aber Verständnis für das Ganze hat man sehr wenig verbreitet, und die, die da schrieben, waren meist selber verständnislos oder sie gehörten zu jener feilen Presse, die mit der allerkühnsten Frechheit eine Lüge nach der anderen in die Welt setzt, dabei sich brüstend, daß sie „Aufklärung" verbreite, und schimpfend mit aller Gemeinheit gegen die, denen die Wahrheit noch theuer ist.

Die Hauptsache, die die Franzosen zu ihrem Vorgehen in Hinterindien leitete, war die Eifersucht, die ihnen England einflößte. Diesem das Handelsmonopol mit China zu entreißen, war der ausgesprochene Zweck französischer Politik, und wo man mit legitimen Mitteln nicht ausreichte, nahm man zu Gewaltakten seine Zuflucht. Die Jesuiten sind mit ihrer Politik schon mancher Nation gute Lehrmeister gewesen. Auch unseren Nachbaren jenseits des Rheins.

Es galt vor allem also die Bekämpfung des mächtigen britischen Rivalen, und jene französischen Offiziere, die mit dieser Absicht ihre Gewaltthaten in Tongking entschuldigten, fanden seitens ihrer Regierung nicht nur Verzeihung, sondern sogar Unterstützung. Es darf dies nicht Wunder nehmen, denn der Haß der Franzosen gegen die Briten ist sehr alt, und schon im ersten Vertrage, den Ludwig XVI. mit dem entthronten Könige Annams schloß, ist zu lesen, daß „das sicherste Mittel, die Engländer in Indien zu bekämpfen, die Vernichtung oder doch Schwächung ihres Handels ist." Und mit dieser Absicht gewährte man damals dem Herrscher Annams Hilfe, da man sich in seinem Lande festzusetzen, von da das den Engländern wichtige China zu erschließen und im Kriegsfalle den britischen Handel

mit Indien und Ostasien zu verhindern gedachte. Fürwahr, da Annams König der Franzosen Hilfe erbat, führte er einen Wolf in die Schafherde, denn sobald die „neuen Freunde" den Wert des Landes genügend erkannt, rissen sie davon ein Stück nach dem anderen an sich. Zu dem Vertrage von 1862 wurde der König Tu-Duc gezwungen durch den doppelten Druck einer französischen Invasion im Süden und eines Aufstandes der Bewohner der nördlichen Provinzen. Diese Konvention trennte von Annam eine südliche Provinz und die besten Häfen des Landes.

Etliche Monate später sah man ein, daß es noch fruchtbarere Felder gebe als das erworbene Gebiet, besetzte sans façon Kochinchina und Kambodscha, wodurch man eine Kolonie von etwa 3000 Geviertmeilen Flächeninhalt schuf.

L'appetit vient en mangeant — sagt der Franzose — und richtig, nur wenige Jahre vergingen, und man wurde auf den Norden heißhungerig. Dort — hieß es — sei der wahre Reichtum zu finden, während die südlichen Provinzen des annamitischen Reiches weniger Bedeutung hätten. Der gänzlichen Annexion des Landes setzten sich immerhin bedeutende Schwierigkeiten entgegen, denn Annam, das zu Anfang des 15. Jahrhunderts integraler Bestandteil des himmlischen Reiches gewesen war, anerkannte noch immer die Oberhoheit Chinas, dem es Tribut zahlte, und von dessen Herrscher die annamitischen Thronfolger ihre Investitur erbaten. Hatte die chinesische Regierung schon gegen die Vergewaltigung Kochinchinas als des südlichen Teiles von Annam protestiert, so wollte sie das Eindringen der Franzosen in die mittleren Provinzen oder das eigentliche Annam durchaus nicht dulden und legte diesen allerlei Hindernisse in den Weg. In der That regierte der König die 12 Provinzen, die das eigentliche Annam zusammensetzen, bis zum Jahre 1883 unbestritten. Im August dieses Jahres setzte das Bombardement und die Besitznahme von Huë ihre Unabhängigkeit in Frage, und wirklich maßte sich auch die franzö-

sische Republik das Protektorat über das ganze Königreich an unter Bezug auf einen Paragraphen eines früheren Vertrages, den man natürlich gleichfalls durch Gewaltmaßregeln erzwungen hatte.

Das diplomatische Vorgehen der Franzosen gegen China und Annam ist so unsauber, daß man am liebsten mit wenigen Worten darüber hinweggeht. Wir wollen auch von den Ungezogenheiten absehen, die dem chinesischen Gesandten in Paris zu teil wurden, wir verzichten ferner auf umständliche Erörterungen umfangreicher Dokumente, aber eine kleine Einschaltung sei uns gestattet, die das Gebahren der Franzosen treffend genug charakterisiert.

Das Jahr 1881 ging zur Neige und man rüstete sich zum Kriege im äußersten Orient. Die Beziehungen zwischen dem Marquis Tseng und dem Quay d'orsay waren auf das höchste gespannt. Mr. Gambetta, dem gerade die Abschrift des Vertrages von 1874 zugegangen war, äußerte sich anläßlich ihrer Empfangsbestätigung, der Tsong-li-Yamen habe Annam einfach als „ehemaligen Tributärstaat Chinas" (comme ayant été „autrefois un pays tributaire de la Chine") erwähnt und dem Wesen nach Frankreichs Protektorat über dieses Land angenommen. Diese Äußerung wurde mit einer Dreistigkeit gemacht, die die Dokumente kaum abzuschwächen vermochten. Der Marquis Tseng verhehlte seine Zweifel gegenüber solcher Behauptung nicht und erklärte, daß weder im chinesischen Text noch in der französischen Übersetzung das Wort autrefois zu finden sei und daß der wahre Sinn des Ganzen wäre, daß „l'Annam a été depuis longtemps et est encore un pays tributaire de la Chine". Und ferner sagte er, daß Prinz Kong, weit davon entfernt, den Vertrag in pleno anzunehmen, vielerlei Einschränkungen gemacht habe.

Bei der Übertragung des wichtigen Schriftstückes, das Prinz Kong am 15. Juni 1875 an den Geschäftsträger Frankreichs in China, Grafen Rochechouart gerichtet hatte, waren die Worte „depuis longtemps" und „est encore" einfach ausgelassen,

wodurch die Ansprüche Chinas ihrer wahren Natur beraubt wurden. Was soll man zu einer solchen Diplomatie sagen! Ist das Zufall oder handelte der Übersetzer im Auftrage? Man könnte das Letztere für wahrscheinlicher halten. Dann wäre das Gesagte ein guter Beitrag zu der Sittenverbesserung, die Frankreich den Tongkinesen und Chinesen beibringen will.

Doch kehren wir zur Sache zurück.

Wollte man durch die Okkupation Huë's den Handel auf dem roten Flusse eröffnen, so ging man noch weiter und dachte ganz Tongking, das die 13 nördlichen Provinzen Annams umfaßt, zu okkupieren. Dieses über viertausend Geviertmeilen große Land schien um seiner Nachbarschaft willen verführerisch genug. Es grenzte im Westen an siamesische und birmanische Distrikte, im Norden an die chinesischen Provinzen von Yünnan und Kuangschi und östlich ans Meer. Der rote Fluß aber ist ein gewaltiger Verkehrsweg, der die sämtlichen tongkinesischen Provinzen mit Wasser versorgt und in chinesisches Gebiet führt, so daß die Franzosen hoffen konnten, von ihm aus die südlichen Provinzen des himmlischen Reiches zu exploitieren und des letzteren Handel aus englischen Händen nach Tongking, dem neuen französischen Besitz, der ebenfalls seit 1883 „erworben", zu lenken. Dies ist von allem Anbeginn das Ziel der Franzosen gewesen. Der Weg zu Wasser von der reichen südchinesischen Provinz Yünnan zum Meere ist kurz, und wenn er dem Handel offen ist, mag die „Zivilisation" in Provinzen eindringen, denen sie heute noch unbekannt. Aber, fragen wir, wird es Frankreich so leicht werden, mit Ländern in Verkehr zu treten, denen es durch seine Gewaltthaten argen Schaden zugefügt hat? Glaubt man, China, dem man einen Schutzstaat entriß, dadurch zu versöhnen, daß man seinen Handel mit diesem Lande völlig vernichtet und obendrein ihm in den eigenen Grenzen zu Leibe rückt? Dies wird China niemals zugeben, wie es denn neuerdings beweist, daß es sich auf alle Art des französischen Einflusses zu entledigen sucht. Mit Tongking selber aber sind die

Franzosen noch lange nicht im Reinen. Sie haben dieses Land seit Jahren verwüstet, statt es hochzubringen, und noch immer herrscht der Aufstand in den ausgedehnten Besitzungen, deren sie sich „Herren" dünken. Länger als 10 Jahre befinden sich französische Garnisonen in den Forts des roten Flußes, aber man könnte keinem Europäer für sein Leben garantieren, wenn er sich aus der Schußweite ihrer Schildwachen entfernte.

Von den Grausamkeiten der Sieger wollen wir schweigen. Viele nennen die Turkos des Admiral Courbet, die alles niedermetzelten, das ihnen in den Weg kam, die Avantgarde der Zivilisation, die Frankreich in Tongking einführen will. Jedenfalls steht die Geschichte der Tonking-Annexion an Rohheiten jener Algeriens mindestens ebenbürtig zur Seite. Wir ziehen einen Schleier darüber.

Was profitieren die Franzosen eigentlich von ihren hinterindischen Eroberungen? Die Frage ist berechtigt gegenüber den gewaltigen Opfern, die man ihnen gebracht hat. Vom kommerziellen Standpunkte sind die Aussichten für Frankreich nicht günstige, denn abgesehen davon, daß das Land unter den langjährigen Kriegen und Aufständen so gut wie ruiniert ist, ruht der tongkinesische bezw. annamitische Handel, außer in chinesischen, in englischen und deutschen Händen, während der französische Handel gleich Null ist. Das Beispiel mag beweisen. Im Jahre 1874 schloß die französische Regierung mit der annamitischen einen sogenannten politischen und zugleich Handelsvertrag zu Saïgun. Achtzehn Monate nach diesem Vertrage war noch **kein** französisches Schiff in den roten Fluß eingelaufen. Elf englische Schiffe mit einem Gehalt von 3525 Tonnen, 6 deutsche Schiffe von 1852 Tonnen und 100 chinesische Schiffe von 2483 Tonnen profitierten allein von diesem neuen Wege, der in das westliche China überleitet und der nach Ansicht französischer Schwärmer eine Umwälzung im orientalischen Handel hervorbringen sollte. Seitdem hat sich noch keine Besserung zu gunsten Frankreichs gezeigt — zwar Schiffe hat es genug nach

jenen Küsten entsandt, aber sie dienten dem Kriege und nicht der friedlichen Entwickelung des Handels. Es ist nicht immer wahr, daß dem Handel durch neue Kolonien neue Absatzgebiete verschafft werden. Der Handel folgt vielmehr dem Rufe, den die Nation genießt, er folgt ihrer Weltmachtstellung, der Entwickelung ihrer Flotte und ihrem Kriegsruhm. Der Ruf von Frankreichs Niedergange ist aber allenthalben hingedrungen und macht sich auch in diesen, etliche tausend Meilen vom „Mutterlande" entfernten Gebieten bemerkbar. Andererseits ist die Achtung vor Deutschland dank seinen kriegerischen Erfolgen und seiner sich machtvoll entwickelnden Industrie gestiegen, und die Engländer gelten noch immer als die alten, erfahrenen und soliden Weltkaufleute, so daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn diese beiden Völker friedlich mehr erreichen, denn die Franzosen mit ihren Gewaltakten. Die Letzteren sehen in jeder neuen Landerwerbung einen neuen Markt für ihre Produkte. „Wohlan," sagt M. Thureau, indem er sich über den Niedergang des französischen Handels ausläßt, „im äußersten Orient, in Tongking wird unser Handel die schönsten Absatzgebiete haben, die er nur wünschen kann. Nicht nur wird diese von 12 Millionen Individuen bewohnte Gegend unsere Waren empfangen, sondern sie wird uns dafür ihre reichen Produkte allerlei Art schicken. Das ist nicht Alles: diese Gegend ist von einem schiffbaren Gewässer, dem roten Fluß durchzogen, der die schönsten Provinzen des südlichen China und besonders den Yünnan, dessen Minen die reichsten der Erde sind, in direkte Verbindung mit dem Meere setzt. Die Eröffnung dieses Kommunikationsweges, der 50 Millionen Individuen mit dem internationalen Handel in Beziehung bringt, wird von allen zivilisierten Nationen mit Ungeduld erwartet. Bald wird Frankreich die Freiheit des Handels und der Schiffahrt in dieser schönsten und reichsten Gegend proklamieren."

Der gute Mann und mit ihm die Regierung wird sich in ihren Erwartungen täuschen. Giebt man den Handel frei, so

werden die Briten und Chinesen in erster Linie davon profitieren. Es mag unsere Nachbarn beunruhigen, daß selbst mehr deutsche als französische Schiffe in Haïphong und Saïgun einlaufen, es mag sie wundern, daß vom Tonnengehalt der in letztgenannten Häfen ankommenden Handelsschiffe 60% den Briten angehören und nur 4% ihrer eigenen Nation. Man hat in den letzten Jahren um etliche Millionen französischer Waren nach drüben verhandelt, aber diese waren zu drei Vierteilen für die eigenen Beamten und Soldaten bestimmt und wurden daher aus der Staatskasse bezahlt. Die Tongkingaffaire hat viele hunderte Millionen von Franken verschlungen und viele tausende von Menschenleben nutzlos geopfert. Die Pazifizierung, Erschließung und Unterhaltung der neuen Kolonie wird Opfer fordern, die das heutige Frankreich nicht zu bringen vermag. M. Le Myre de Villiers, ehemaliger Gouverneur von Cochinchina, erklärt, daß das indochinesische Reich: Kochinchina, Annam und Tongking, von denen man soviel spricht, die Franzosen 5 Milliarden kosten wird. Und die drüben ansässigen Franzosen meinen selber, daß der Handel in chinesischen Händen bleiben werde.

Der einzige Vorteil, den Frankreich vielleicht aus Tongking zieht, sind die Steinkohlenlager, die dieses Land bietet und die der französischen Flotte Feuerung geben könnten, falls sich ihr — zu Kriegszeiten etwa — ihre bisherigen, insbesondere englischen Bezugsquellen verschließen. Aber die Frage bleibt noch offen, ob es überhaupt zur Ausnutzung dieses Vorteils kommt.

Soviel sei den hinterindischen Besitzungen gewidmet. Es ist fast zuviel — dennoch trösten wir uns, da wir nur interessantes Material boten.

Über Madagaskar wollen wir uns kürzer fassen. Wir können es auch. Im Jahre 1642 nahmen die Franzosen diese Insel in Besitz, und seit jener Zeit knüpften sie die weitgehendsten Hoffnungen daran. Sie sind nicht eingetroffen. Mr. Jules Ferry sprach von den Absatzquellen, die Madagaskar den Franzosen eröffnen könne. Dennoch ist deren Jahresexport nach

drüben selbst bei guten Zeiten nicht über 600,000 Franken hinausgegangen. Es gab Jahre, in denen er nur die Hälfte betrug. Die Madagaskar-Frage, die viel Blut und viel Schweiß gekostet, und der die Franzosen einige hundert Millionen opferten, ist jetzt nach langem Streit aus der politischen Welt gestrichen. Ob für immer, wird die Zukunft lehren. Am 15. Januar dieses Jahres wurde der Friede geschlossen, nach dem der französische Minister-Resident in Antananarivo der offizielle Vermittler zwischen der Hova-Königin und den auswärtigen Mächten ist, den Franzosen das Recht zusteht, ungehindert Pachtverträge zu schließen, die Bai von Diego Suarez zu okkupieren, eine Kriegssteuer von 10 Millionen einzuheben und Tamatave so lange besetzt zu halten, als nicht alle Stipulationen des vereinbarten Vertrages durchgeführt sind. Dagegen übernimmt Frankreich die Pflicht, in die innere Verwaltung Madagaskars sich nicht einmischen zu wollen.

Wir wünschen den Franzosen viel Glück zu dem Errungenen!

Fassen wir das in diesem Kapitel Gesagte zusammen, so ergiebt sich daraus der Schluß, daß die Kolonialpolitik der letzten Jahrzehnte für Frankreich nicht von Segen war. Was hat ihm seine koloniale Machtausbreitung genutzt? Es suchte äußeren Ruhm und große Schätze und fand — inneren Ruin.

Die Expeditionen nach Tongking und Madagaskar haben gewaltige Summen verschlungen. Und die Forderungen nehmen noch lange kein Ende. Die Nachtragskredite — zumeist nur durch die Kolonialpolitik veranlaßt — haben nicht allein regelmäßig die bis 1881 beständig zunehmenden Einnahmeüberschüsse verschlungen, sondern auch die Amortisierung der auf 31 Milliarden gestiegenen Staatsschuld suspendiert, und haben im Zeitraum von 1877 bis 1882 allein die respektable Höhe von ca. $1^1/_5$ Milliarden (1 194 100 000 Frcs.) erreicht.

III.

Frankreichs Handel und Industrie gehen seit dem großen Kriege rapid zurück. Es ist ihnen eben das Prestige entrissen worden. Zudem ists auch mit der alten Thatkraft vorbei. Die Landwirtschaft leidet nicht minder, teils unter der unglücklichen Politik, teils unter verhängnisvollen Naturereignissen.

Wie sehr die beiden erstgenannten Mächte abnehmen, zeigt die Statistik. Wir sehen aus ihr, daß seit 1882 der Export von Industrieprodukten beständig in Abnahme begriffen ist. Betrug derselbe zu jener Zeit noch 1853 Millionen, so ist er schon jetzt auf deren 1500 gesunken, trotz allen Kolonieen, die Frankreich besitzt, trotz allen Wirtschaftsgebieten, die ihm zur Verfügung stehen und die zu erschließen es sich anheischig macht. Dabei steigt die Einfuhr unaufhörlich und erreicht heute an Industrie-Erzeugnissen den Wert von 800 Millionen Franken, anstatt 470 Millionen im Jahre 1877. Das sind düstere Vorzeichen für Frankreichs Verfall.

Das „Warehouseman and Drapers Trade Journal", ein leitendes englisches Fachblatt, äußert sich in einem „Französische Fabrikate gegen deutsche" betitelten Artikel folgendermaßen: „Wer die Bewegung des Verkehrs mit Tüchern während der letzten fünf bis sechs Jahre verfolgt hat, dem konnte eine höchst merkwürdige Thatsache nicht entgehen, nämlich die, daß Frankreich die Fähigkeit originellen Schaffens verloren hat und statt dieses früher für dasselbe charakteristischen Zuges sich die besser rentierende Eigenschaft beigelegt hat, sich der Idee anderer zu bemächtigen."

„Le Génie civil", eine hochangesehene französische Zeitschrift, läßt sich von dem ehemaligen Professor und Mitdirektor der mechanischen Spinn- und Webeschule zu Mühlhausen Folgendes schreiben:

„Die Periode ernster Prüfungen, welchen seit mehreren Jahren die ganze Industrie und der Handel Frankreichs unter-

worfen sind, hat unsere ehemals so blühende Textil-Industrie in einer furchtbaren Art heimgesucht. Gegenwärtig hat Deutschland sozusagen einen hervorragenden Platz in diesen Industrieen, die während eines Jahrzehnts erstaunliche Fortschritte gemacht haben, erreicht, und dürfen wir dieses keinen Augenblick außer Acht lassen. Frankreichs einheimischer Absatz ist zurückgegangen bezüglich der Gewebe für Kleider und für Cachemires; denn obgleich die augenblicklich herrschende Mode von hier ausgeht, können im Export Roubaix und Reims nur sehr schwer mit Glauchau, Meerane, Gera und Greiz konkurrieren. Die in Roubaix fabrizierten Mantelstoffe und die Tuche von Sedan und Elbeuf sind in einigen Genres fast übertroffen durch die in den Fabriken von Berlin, Aachen u. s. w. hergestellten Fabrikate, welche zwar weniger gut, als erstere, dafür aber auch um ebensoviel weniger teuer sind. Berlin ist Herr der Situation in der ganzen Welt für alle Zweige der Konfektion."

Die Deutsche Konsulats-Zeitung, die sich durch treffliche Berater und unparteiische Urteile auszeichnet, erhielt von ihrem Pariser Berichterstatter, Herrn J. van Leyk, über den Rückgang der französischen Mode einen Artikel, aus dem wir das Nachstehende anführen:

„Nicht allein haben die französischen Mode-Industriellen den größten Teil ihres deutschen Absatzgebietes eingebüßt, nicht allein ist ihnen im übrigen Auslande eine Konkurrenz erwachsen, welche ihre Ausfuhr in immer beunruhigenderem Maße reduziert, sondern auf ihrem eigenen Boden sehen sie sich ihr Absatzfeld erfolgreich streitig machen und die Einfuhr an ausländischen Erzeugnissen selbst den Mode-Industrieen, die sie bisher als eine Art von Monopol angesehen hatten, wozu sie durch die unleugbare Thatsache ihrer universellen Herrschaft berechtigt waren, ihrer eigenen Produktion empfindlich entgegenarbeiten. Mit einem Male sehen sie ihnen die Frucht entgleiten von mehrhundertjährigem Schaffen. Die Industrieen, welche die alte Monarchie mit für jene Zeit sehr erheblichen Opfern im Lande begründet

hatte, indem sie Meister und Arbeiter aus der Fremde herangezogen, mit Geschenken, Privilegien aller Art überhäuft und deren Überlebende und Nachkommen noch mit Pensionen bedacht, Manufakturen und Fabriken errichtet, sie sorgfältig gepflegt, gefördert und ausgebildet hatte, die Lyoner Seidenindustrie, die Seidenweberei von Tours, die Spitzenklöppelei des Puy und der Nordprovinzen, vor allem aber die zahlreichen Pariser Industrieen, von der künstlichen Blumenfabrikation, den Damenhüten, der Hutfedernverarbeitung, der Herren- und Damenkonfektion, der Lingerie bis zu den sogenannten „Articles de Paris", den Galanteriewaren, Fantasiegegenständen, den Bronzegegenständen und der Möbeltischlerei, sehen sie der Konkurrenz erliegen, vom Nachbar und vom — Feinde überflügelt."

Wir lassen uns an diesen Zitaten von Preßstimmen genügen.

Blicke in die Berichte französischer Handelskammern sind sehr lehrreich. Besonders der von Marseille verdient Aufmerksamkeit, da er den Handel an der französischen Mittelmeerküste angeht und zeigt, wie sehr dieser in den letzten Jahren litt. Vor uns liegt der im vorigen Jahre erschienene Compte-Rendu für das Jahr 1884. Ihm zufolge kamen in diesem Mittelmeerhafen an im Jahre 1884 Schiffe mit einem Gesamtraumgehalt von 7 369 487 Tonnen und einem wirklichen Transport von 3 884 069 Tonnen. Das besagt allein für diesen einen Ort eine Abnahme von 1 279 879, bez. 690 769 Tonnen zum Vorjahre.

Diese Verminderung verteilt sich auf die Einfuhr mit 545 357 und die Ausfuhr mit 145 412 Tonnen. Die Transportbewegung durch die Eisenbahnen ab Marseille zum Innern des Landes bezeichnet eine Abnahme von 135 000, und jene aus dem Binnenlande nach dem Hafen eine solche von 65 642 Tonnen. Der Handel Marseilles mit der West- und Ostküste Afrikas, auch dem Kaplande und Madagaskar ist rapid zurückgegangen. Im Jahre 1878 kamen aus jenen Gegenden in Marseille an: 187 Segler mit 78 216 Tonnen, im Jahre 1880 273 mit

123 341 Tonnen und 1884 132 Schiffe mit nur 58 391 Tonnen. Das ist allerdings ein gewaltiger Rückgang, der auch durch den Dampferverkehr nicht ausgeglichen wird. Dampfer kamen und gingen ab im besagten Hafen im Jahre 1883: 6897 von 6 120 921 Tonnen, 1884 aber nur 5631 von 5 326 229 Tonnen.

Man beobachte dagegen die Entwicklung Hamburgs und Bremens! Diese schreiten vorwärts, Marseille geht zurück.

Die Franzosen wissen auch recht gut unsere Fortschritte, insbesondere die der Industrie, zu würdigen. Und während sie früher unsere Industriellen für ungefährliche Konkurrenten hielten, schieben sie jetzt ihren vorzüglichen Leistungen und ihrer billigen Produktion den schlechten Geschäftsgang in die Schuhe. Noch giebt es freilich genug Leute, die uns nur Nachahmer nennen und Ausbeuter von Erfindungen anderer. Aber auch der Gerechten sind nicht wenige, die den Deutschen ihre Verdienste lassen. Sehr oft hört man jetzt von einsichtigen französischen Kaufleuten, daß dieser oder jener Artikel heute besser in Deutschland als in Frankreich erzeugt werde.

Nun ist der Zauber der französischen Mode gebrochen, der unseren Nachbaren lange genug zur erfolgreichen Propaganda gedient hat für ihre Industrieen. Die Zeiten sind vorüber, wo die „Fournisseurs" des Seinebabels in unbestrittener Größe dastanden und ungezählte Millionen einstrichen für ihren Putz und Tand, den die ganze zivilisierte Welt anstaunte und mit schwerem Golde aufwog.

Heute ist Berlin in seine Rechte getreten.

An Modeartikeln im engeren Sinne, Erzeugnissen der Putzmacherei, exportierte Frankreich im Jahre 1881 noch für 45 Millionen, 1882 nur für 38,5 Millionen, 1883 sank die Ausfuhr auf 36,2 Millionen. Verminderung in 2 Jahren um 19%.

An Konfektion und Lingerie exportierte Frankreich 1881 für 94,8 Millionen und 1883 nur für 64,7 Millionen. Rückgang in 2 Jahren 30,1 Millionen oder 32%. Auffallender noch zeigt sich die Abnahme bei Galanterieartikeln und dergl.;

Lederwaaren wurden 1875 für 173 314 000 Franken ausgeführt, 1883 aber für nur 132 596 000 Franken — Verminderung in 8 Jahren fast 40 Millionen oder 23%. Die Ausfuhr von „Articles de Paris", die 1875—79 zwischen 5,8 und 10 Millionen schwankte und 1880 sogar auf 10 520 000 Franken anstieg, fiel 1881 auf 2 444 000 Franken und 1883 schließlich auf 723 000 Franken. Rückgang gegen 1880 = 93%. Das Exempel ließe sich noch weiter fortsetzen. Wir machen jedoch Halt.

Steht's mit Frankreichs Handel und Industrie im allgemeinen schlecht, so befindet sich auch die Landwirtschaft in keiner beneidenswerten Lage. Si le vin va, tout va sagt der Franzose. Wenn der Wein geht, geht Alles.

Er geht freilich — aber zum Teufel. Reblaus und schlechte Witterung haben den letzten Jahresernten viel Schaden zugefügt. Aus dem Jahresbericht der „Commission supérieure du phylloxera" ist zu ersehen, daß vor Erscheinen dieser Plage in Frankreich 2 503 000 Hektar mit Reben bepflanzt waren, während jetzt diese Bodenfläche auf 1 990 586 Hektar gesunken ist. Von letzterem Raum sind 642 000 Hektar infiziert und weitere 600 000 Hektar sehr gefährdet. Die Rübenzuckerproduktion ist unrentabel — auch die anderen Produkte der Landwirtschaft werden schlecht bezahlt. Mit Zöllen sucht man ihnen aufzuhelfen.

Die wirtschaftliche Lage des kleinen bäuerlichen Grundbesitzes in Frankreich ist eine recht traurige. Wird derselbe ohnehin durch die amerikanische und australische Lebensmittelkonkurrenz unmittelbar in seiner Existenz bedroht, so thut die Geldnot, die ihn den Wucherern in die Arme treibt, das Ihrige, seinen Untergang zu beschleunigen. Eine einsichtige und wohlmeinende Regierung könnte manches für ihn thun, aber vergebens wird man in seiner Wiederherstellung und Aufrechterhaltung alles Heil suchen. Das eherne Geschick schreitet ruhig seinen Weg, und der Kampf um's Dasein läßt den Schwächeren unterliegen, während der Stärkere die Herrschaft erringt. Wer wollte dagegen streiten! Aber der wahre Fortschritt eröffnet immer neue

Bahnen denen, die aus den alten Geleisen herausgedrängt werden. Das möge ihnen ein Trost sein.

Wir könnten davon ausführlicher reden, aber das hieße über das uns gesteckte Ziel hinausschießen. Füglich lassen wir das.

Frankreich ist durch Klima, Boden und Lage ein so reiches Land, daß es einer geschickten und machtvollen Regierung nicht schwer fallen dürfte, allen seinen Bewohnern genügende und gutlohnende Beschäftigung zu verschaffen. Aber der Reformen, die man dazu benötigt, scheint das heutige Frankreich nicht fähig.

IV.

Wir wollen einiges von der Armee reden. Verschiedene deutsche Journale — an ihrer Spitze die „Kölnische Zeitung" und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" — beschäftigen sich neuerdings mit dem Wiederaufleben des Chauvinismus in Frankreich. Während der ersten zehn Jahre nach dem Kriege war die Erinnerung an die Niederlage noch zu neu, die Wiederherstellung der Armee noch zu wenig vorgeschritten, die Fortifikationen im Osten zu unvollständig, als daß man hätte wagen sollen, seinen Gefühlen gegen Deutschland ungezwungenen Ausdruck zu geben. Man verblümte seine Sprache, aber die Rachestimmung glimmte fort. Heute lodert sie wieder hell auf. Die Mißerfolge in der Kolonialpolitik, die eine Ablenkung bezweckten, haben böses Blut im Volke gemacht. Man schob den Deutschen die Schuld in die Schuhe. Handel und Industrie haben schlechte Zeiten — Deutschland ist schuld daran. Und so geht es gleich einer Schraube ohne Ende durch die französische Presse, die Menge immer mehr gegen den „alten Feind" aufwiegelnd.

Wer mit dem dermaligen Frankreich vertraut ist, wird die Wahrheit des eben Gesagten anerkennen. Jetzt macht sich jenseits des Rheines mehr und mehr die Idee geltend, daß ein Krieg mit Deutschland der unzufriedenen Nation Ablenkung und Hülfe

bringen könnte. Wie thöricht doch! Haben wir nicht deutlich genug gezeigt, daß Frankreich allen Grund habe, sämtliche vorhandenen Kräfte zur eigenen Aufbesserung zu verwenden, anstatt sich in äußerem Zwist völlig zu zerrütten! O leidiger Unverstand und — Großmannssucht!

Es ist erst wenige Wochen her, daß in Paris ein Buch erschien unter dem Titel „Avant la bataille", mit einer Revanche-Vorrede von Mr. Déroulède. Der Verfasser, der sich nicht genannt hat, soll ein höherer Offizier der Territorial-Armee sein. Seine Studie bezweckt den Nachweis, daß Frankreich nichts mehr zu fürchten brauche bezüglich seiner militärischen Stärke, und daß es den Kampf mit den Deutschen, die man erwarte, wohl aufnehmen könne. Dieser Nachweis kann gar nicht erbracht werden! Ist auch die französische Armee numerisch stark und hat man in den Rüstungen das übliche Maß weit überschritten, so ist doch eines zu bedenken: die Armee in Frankreich, besonders von heute, ist ein getreues Spiegelbild der Nation, mit ihren guten und schlechten Eigenschaften. Was das besagen will, lehrt das Vorangegangene. An Qualität steht das französische Heer weit, sehr weit hinter dem deutschen zurück.

Die Angelegenheit ist wichtig genug zu näherer Betrachtung. Berufene und Unberufene beschäftigen sich in Frankreich mit dem Stande der Armee. Es kommen Ansichten zu Tage, die die einfältigen Leute verführen, die Eingeweihten aber lachen machen. Wo sind die vielgepriesenen Soldaten, die in ihrer rauhen Existenz eine süße Gewohnheit finden? Wo sind diese heute in Frankreich zu finden? Wo sind die, die für die Kriege in Tongking, Algier und anderswo schwärmen? Sie alle denken mit Schrecken daran. Auch für den Revanchekrieg gegen Deutschland begeistern sich nicht alle der in Uniform steckenden Bürger. Wir haben uns davon vor noch nicht allzulanger Zeit an Ort und Stelle überzeugt und mit alten, gedienten Soldaten sowohl wie mit Neulingen gesprochen. Unter diesen gab's freilich manchen Schwärmer, jene Alten aber waren verständig. Und am ver-

ständigsten sprechen die, die in den Kolonieen gekämpft haben, desgleichen solche, die 1870 und 71 gegen uns in Waffen standen.

Jene, welche das Feuer gegen Deutschland schüren, sind meist Leute, die nicht der Armee angehören, Leute ohne Erfahrung und ohne Verstand. Unnütz zu sagen, daß außer ihnen auch die französischen Offiziere für die Idee eines Rachekrieges begeistert sind. Aber sie wissen nicht, wohin sie ihr Vaterland treiben durch ihren falschen Ehrgeiz.

„Nous sommes semblables aux Prussiens de 1807, c'est-à-dire toujours au lendemain de nos désastres," sagt Colonel Derrécagaix in seinem Werke über den modernen Krieg — und nun glauben die Franzosen, es möchte ihnen wie damals den Preußen gelingen, die erlittenen Scharten auszuwetzen.

Zur Sache! Der letzte Census hat erwiesen, daß Deutschland beinahe 10 Millionen Einwohner mehr zählt als Frankreich. Vom militärischen Standpunkte ist dies zu beachten, denn es folgt daraus, daß die deutsche Nation eine größere Zahl waffenfähiger Männer besitzt denn die französische. Die Phrase „La France s'assurait la même quantité de soldats", die hier und da mit irgend welchem Vorschlage verknüpft wird, hat gar keine Berechtigung, denn während im deutschen Reiche die Zahl der durch ihr Alter alljährlich der Militärpflicht unterworfenen jungen Männer im Durchschnitt 420 000 beträgt, umfaßt das Totalkontingent der Franzosen nur 300 bis 310 Tausend. Nachdem alle schwächlichen, zweifelhaften — mit einem Worte unbrauchbaren — Leute ausgemerzt sind, bleiben im Jahre immer noch 165 000 junge Deutsche zur Einverleibung in die Landarmee, etwa 5000 Einjährig-Freiwillige eingerechnet. In Frankreich hat man große Not, 150,000 Mann auszuheben, und auch an diesen ist mancherlei auszusetzen, so daß jahraus jahrein 7—8 Tausend von ihnen aus Gesundheitsrücksichten entlassen werden müssen.

Noch ein anderer Vorteil ist den Deutschen zueigen. Dieselben stehen vom 17. bis zum 42. Jahre — also ein Viertel-

jahrhundert hindurch unter der Hand des Kriegsministers, die Franzosen sind der eventuellen Dienstpflicht nur 20 Jahre, nämlich vom 20. bis zum 40. Jahre, unterworfen. Träten Ereignisse ein, die die Entfaltung sämtlicher Kräfte nötig machten, so verfügte Deutschland über 25 Kontingente, während Frankreich nur 20 weit schwächere Kontingente aufbringen könnte.

Der Verfasser einer im vorigen Jahre zu Paris erschienenen Broschüre „L'armée et la France de 1885" berechnet die Masse der 25 deutschen Kontingente unter Anrechnung der wahrscheinlichen natürlichen Verluste auf 5,674,000 Individuen, denen Frankreich mit allen seinen Reserven bis zum 2. Aufgebot der Territorialarmee (dieses eingeschlossen) nur 2,403,600 Mann entgegenstellen könnte.

Der zitierte Autor, ein höherer französischer Offizier, giebt die Zahl der ausgebildeten deutschen Soldaten auf 2 655 000 Mann an, von denen nur 85 000 einjährige Dienstzeit haben. Bleiben mithin 2 570 000 Mann, von denen ein kleiner Teil zweijährigen Dienst, die meisten jedoch dreijährigen Dienst haben In Frankreich beträgt das Verhältnis jener, die nur ein Jahr unter der Fahne dienen, 18%. Auf die Gesamtheit der vorhin mit 2 403 600 Mann geschätzten französischen Kräfte rechnet man ca. 200 000 einjährige Soldaten. Infolgedessen bleiben den Franzosen vollkommen instruierte Militärs: ca. 2 210 000. Differenz zu Gunsten Deutschlands 360 000 oder fast 12 Armeekorps.

Würden die französischen Soldaten auch noch so tapfer sein, um den Ruhm ihrer Nation wiederzuerkämpfen, sie hätten doch mit obigen Faktoren zu rechnen. Übrigens stehen sie nicht nur an Zahl, sondern auch individuell hinter den unseren zurück. Vorurteilsfreie Franzosen loben das robuste Aussehen unserer Soldaten. Sie haben allen Grund dazu. Bei uns bietet sich erstens ein im Allgemeinen kräftigeres Menschenmaterial, zweitens ist man auch strenger in der Wahl der Einzureihenden. In Deutschland werden alljährlich 23% vom Totale des Kontingents als völlig unbrauchbar bezeichnet — in Frankreich nur 11—12%,

daher denn die Armee in diesem Lande mit Schwächlingen durchsetzt ist. Das geben einsichtige französische Militärs selbst zu.

Wir haben alle Achtung vor der Tapferkeit unserer Nachbaren, die sie 1870 und 71 oft genug an den Tag gelegt haben. Wer gedenkt nicht ihres zähen Standhaltens bei Gravelotte gegen eine gewaltige Übermacht, ihres heldenmütigen Widerstandes bei St. Privat, wo 50 000 Franzosen gegen 120 000 Deutsche kämpften! Die voraufgegangenen Schicksalsschläge des großen Krieges hatten ihnen ihre Bravour und Energie noch nicht geraubt.

Aber der Krieg mußte zu unserer Nachbarn Ungunsten auslaufen, denn sie waren unvorbereitet und wir hatten nicht nur die Kraft, sondern auch das Recht und somit eine großartige nationale Begeisterung auf unserer Seite.

In den Tuilerien glaubte man damals in 8 Tagen kriegsbereit zu sein. Welche Tollheit! Selbst die Preußen mit ihrer vortrefflichen Organisation, die ihnen einen schnellen Übergang vom Frieden zur Kriegsbereitschaft erlaubte, brauchten 25 Tage, um schlagfertig zu sein. Frankreich, mit einem schlechtdotierten Budget, mit ungenügendem Kriegsmaterial, teilweise ruiniert durch die mexikanische Expedition, mit Infanterieregimentern, deren Effektivbestand 1200 Mann betrug, hätte nicht einmal nach einem Vierteljahre bereit sein können. Frankreich begann den Krieg und verlor. Heute stehen die Dinge schlimmer. Jenes Land ist seitdem bedenklich zurückgegangen, wie unsere Abhandlung genugsam erwiesen hat. Es hat an moralischer Kraft verloren so gut als an physischer, und finanziell steht es am Ruin. Wir Deutschen aber sind groß geworden und mächtig, und erfreuen uns stetigen Fortschritts. Dennoch sprechen Thoren jenseits des Rheins vom Kriege der Revanche, gleichsam als ob sie ihrer Nation mit Gewalt ein Ende bereiten wollten. Die französischen Soldaten von heute sind nicht mehr kriegsfreudig — sie rekrutieren sich aus den untersten Schichten der Bevölkerung und stehen inmitten einer anarchistischen Bewegung, die sie natio-

nalen Dingen gänzlich entfremdet. Die Vorgänge in Decazeville und anderen Orten haben bewiesen, welcher Geist dermalen im französischen Heere steckt. Die Soldaten fraternisieren mit den Aufständischen, sammeln Gelder für dieselben, singen Revolutionslieder und schimpfen auf Gesetz und Ordnung. Das ist ein nicht geringer Vorzug der deutschen Armee, daß sie sich von solchem Geiste freihält und daß in ihr die verschiedensten Berufsklassen, Gelehrte und Kaufleute, und Großindustrielle neben einfachen Bauern, Handwerkern und Arbeitern den Interessen des Staates dienen. Solange solches Gefüge besteht, echte Manneszucht und wahrer Patriotismus ihre Rechte bei uns geltend machen, haben wir nichts zu fürchten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vor Jahresfrist erschien eine lesenswerte politische Studie aus der Feder des Barons von Riemer über Ludwig XVI. und die Revolution, eine Utopie, die uns zeigt, wie Frankreich die Wiege der politischen Reformation hätte werden können, falls jener Herrscher ein Mann von Kraft, Einsicht und Entschlossenheit gewesen wäre.

Frankreich hat seine Rolle in Europa nicht erfüllt, vielmehr droht es jetzt die Wiege des Umsturzes zu werden. Als gute Patrioten hoffen wir aber, daß es uns gelingen möge, die Gefahr vom deutschen Lande abzuwenden, und daß ein deutscher Monarch die soziale Frage und damit jene Aufgabe lösen werde, die Herr von Riemer in seinem geschickt entworfenen Phantasiegemälde einem französischen Fürsten überträgt.

Das Heil Europas und der zivilisierten Welt überhaupt liegt nicht mehr in Frankreich, sondern in Deutschland, und thöricht handeln die Franzosen, wenn sie vermeinen, durch einen unüberlegten Krieg die alte Herrlichkeit wiederzugewinnen. Damit sündigen sie nur gegen die eigenen Interessen, insofern sie eine Katastrophe heraufbeschwören, die sie zermalmen wird.

Völker vergehen und Völker entstehen. Das ist der alte Lauf der Geschichte!

---

25 c 2
Bauke

Institut für Auslandsbeziehungen
00041327